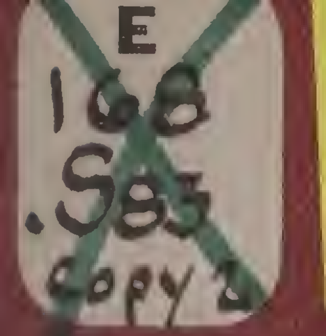

E
168
.S83
Copy 2




THE LIBRARY OF CONGRESS
1800









Künstlerfahrten

vom

Atlantischen bis zum Stillen Ocean.

Gesammelte Reiseskizzen

von

H. Steiner.

Mit einer Vorrede von

MARIE GEISTINGER.



Commissions-Verlag:

THE INTERNATIONAL NEWS COMPANY,

29 & 31 Beekman Street, New York.



Künstlerfahrten

vom

Atlantischen bis zum Stillen Ocean.

Gesammelte Reiseskizzen

von

H. Steiner.

Mit einer Vorrede von

MARIE GEISTINGER.



Commissions-Verlag:

THE INTERNATIONAL NEWS COMPANY,

29 & 31 Beekman Street, New York.

I.

Direktion = = = Amberg & Herrmann.

Personal-Verzeichniß,

Saison 1881—1882.

Bureau:

Herr **Gustav Amberg**, - - - - Manager.
Herr Ernst Lembke, - - - - Schatzmeister.
Herr Gustav Kahn, - - - Geschäfts-Agent.

Technische Leitung:

Herr Adolf Novak, - - - - Kapellmeister.
Herr Max Lube, - - - - - Regisseur.

Darstellendes Personale:

MARIE GEISTINGER.

Frl. Ahrens.*
Herr Theodor Blum.*
Herr Conrad Bek.*
Frl. Camilla Clermont.*
Frl. Hedwig Grunewaldt.*
Frl. Lina Guttmann.*
Herr Edward Hirsch.*
Herr Conrad Jünker.
Frl. Anna Kövesy.*
Herr Max Lube.
Frau Josephine Lube.
Herr Jerôme Lenoir.
Frl. Emmy Laubstein.*
Herr Otto Meyer.
Frl. Agnes Meyer.*
Frl. Alma Meyer.*
Herr Robert Malz.*
Frau Franziska Raberg.
Herr Georg Rosenbusch.*
Frl. Agnes Rother.*
Frl. Johanna Schatz.
Frau Charlotte Schönfeld-Kelly.
Frl. Helene Spuller.
Herr Carl Emil Schönfeld.
Herr Gustav Schultze.
Herr Henry Steiner.
Herr Wilhelm Paffhausen.*
Herr Hugo Wiechert.*

Herr Theodor Wilbrand.*

Technisches Personale:

Frl. Mathilde Pohlens, -	Garderobière der Frau Geistinger.
Frau Antonie Clermont, - - -	Garderobière.
Herr Reinhold Kunisch, - - -	Obergarderobier.
Herr Moritz Rothenstein, - - -	Souffleur.
Herr Theodor Mösel, - - - -	Requisiteur.
Herr Max Priever († im August 1882), -	Inspicient.
Herr Moritz Stern, Herr Edward Hirsch, - - -	Bagagemeister.

Orchester:

Mr. John - - - - - Concertmeister.

Sechs Mann Orchester, die ersten Stimmen, reisten mit und wurden bis zu 25 Mann ergänzt.



II.

Direktion = = = = Gustav Amberg.

Personal-Verzeichniß,

Saison 1882—1883.

Bureau:

Herr **Gustav Amberg**, - - - - Manager.
Herr Gustav Kahn, - - - - Geschäfts-Agent.
Herr L. Steinhardt, - - Hotel- und Zeitungsagent.
Herr August Erbeck, - - - - Schatzmeister.

Technische Leitung:

Herr Adolf Novak, - - - Kapellmeister.
Herr Joseph Eichheim, - - - Oberregisseur.
Herr Conrad Junker, - - - - Regisseur.

Darstellendes Personale:

MARIE GEISTINGER.

Frl. Carola Angely.
Frl. Therese Beil.
Herr Conrad Beck.*
Frl. Camilla Clermont.*
Frau Anna Düring-Rudolfi.
Herr Rudolf Düring.
Herr Ernst Dehorn.*
Herr Joseph Eichheim.
Frl. Hedwig Grunewaldt.*
Frl. Albertine Habrich.
Herr Heinrich Habrich.*
Herr Conrad Junker.
Herr Adolf Link.
Herr Jerôme Lenoir.
Frl. Amalie Langner.*
Frl. Betty Münk.
Herr Otto Meyer.
Herr Franz v. Metsch.*
Herr Otto Mühlbauer.*
Herr Robert Malz.*
Frl. Risa Mellner.
Frl. Tillie Reincke.*
Frl. Agnes Rother.*
Frl. Clara Pollandt.*
Herr Wilhelm Paffhausen.*
Herr Louis Prätorius.*

Frl. Emma Seebold.	Herr Eduard Schmitz.
Frl. Johanna Schatz.	Herr Franz Schmidt.
Frl. Felicia Speranska.*	Herr Henry Steiner.
Herr Ferdinand Schütz.	Herr Hugo Wiechert.*
Herr Gustav Schultze.	Frl. Therese Zugbaum.

Sämmtliche mit * bezeichneten Personen waren verpflichtet, im Chore mitzusingen.

Technisches Personale:

Frl. Mathilde Pohlens, - Garderobière der Frau Geistinger.
Frau Antonie Clermont, - - - Garderobière.
Herr Reinhold Kunisch, - - - Obergarderobier.
Herr Moritz Rothenstein, - - - - Souffleur.
Herr Richard v. Ziemitzky, - - - Inspicient.
Herr Bernhard Schuster, - - - Requisiteur.
Herr Fritz Bauer, - - - - Friseur.
Herr Edward Hirsch, - - - - Bagagemeister.
Herr Ferdinand Dombrach, - - Theatermeister.
(† 1. Februar auf dem Wege nach New York in Toledo.)

Orchester:

Herr Henry Rieke.	Herr Thomas Hellberg.
Herr Emil Golden.	Herr Johannes Hellberg.

Das Orchester wurde in jeder Stadt bis zu 25 Mann ergänzt.



Vorwort.

Gar oft ist die Anfrage an mich herangetreten, warum ich nicht gleich anderen Kollegen meine Erfahrungen in diesem Lande veröffentliche, da ich doch durch mehrjährigen Aufenthalt eine gewisse Berechtigung dazu hätte. Meine außergewöhnlich anstrengende künstlerische Beschäftigung giebt eine ausreichende Antwort darauf. War ich doch außer Stande, während meiner Tournée's auch nur meine private Correspondenz in Ordnung zu halten, geschweige denn Rechenschaft zu geben über die Empfindungen, die mich bewegten beim Durchreisen dieses unermeßlichen Landes. Mit Freuden begrüßte ich jedes Feuilleton über unsere Reise, welches Herr Steiner veröffentlichte und gar oft mußte dann ein Zeitungsblatt die Stelle eines Briefes einnehmen, um den fernen Lieben Kunde zu geben von meinen Erlebnissen. Heute sehe ich all' diese Berichte zu einem Büchlein vereinigt und Rührung und Stolz bemächtigen sich meiner beim Durchlesen dieser Blätter. Geben sie doch Kunde von arbeits- und genußvollen Stunden, von Ruhm und Ehre, von einer neuen Welt, die sich uns offenbarte, von hochherziger Gastfreundschaft; kurz von Allem, was ein Menschenherz, und nun gar ein leichterregbares Künstlerherz, bewegen kann.

Doppelt freut es mich, daß auch die Mühseligkeiten und Beschwerden nicht vergessen sind, denn wo viel Licht, ist auch viel Schatten, und Wahrheit vor Allem! — —

Ist dieses Büchlein gleich nur für die Theilnehmer dieser Fahrten berechnet, so glaube ich doch, daß es bei unseren Freunden diesseits und jenseits des Oceans zahlreiche Leser finden wird. Jedenfalls giebt es ein treues Bild unserer Reisen und Erlebnisse, welche ohne jede Uebertreibung, einfach und schlicht geschildert sind.

Indem ich nun dieses Werkchen meines jungen Kollegen meinen zahlreichen Freunden bestens empfehle, nehme ich zugleich Abschied von meinen Freunden und Bekannten in der neuen Welt. Zaghaft kam ich in dieses herrliche Land, wo ich mir nach harter Arbeit das künstlerische — und der Zeit meines Aufenthaltes nach, auch fast das sociale Bürgerrecht erworben habe. Fremd kam ich an die Küste dieses gastfreundlichen Landes und nun sind es hunderte und aber hunderte persönlich Bekannter und Hunderttausende, die mich kennen, denen ich ein „Lebe wohl" zurufe. Des Künstlers Vaterland ist zwar überall, wo die Kunst geschätzt wird, aber es bedarf immerhin eines großen Entschlusses übers Meer zu gehen, in einer fremden Welt sich einzuleben und Langgewohntes mit Neuem, Fremdartigem zu vertauschen.

Freilich ist man mir vom ersten Augenblick meines hiesigen Aufenthaltes mit solch außergewöhnlicher Aufmerksamkeit entgegen gekommen, daß ich selbst dort, wo meine Gewohnheiten mit den landesüblichen Gebräuchen collidirten, die Unannehmkeiten weniger fühlte.

Was soll ich erst von dem Benehmen des Theater-Publikums sagen? Ich habe in meiner Künstler-Laufbahn manch schönen Abend auf den Brettern verlebt, aber glänzenderer, sichtbarer und hörbarer Beifallsbezeugungen, als ich sie hier erhalten habe, kann ich mich nicht entsinnen. Leider konnte ich den Anforderungen, welche die unbeschreiblich großartige Gastfreundschaft der Amerikaner an mich stellte, allzu großer Beschäftigung wegen nicht immer Folge leisten, aber dort, wo ich es ermöglichen konnte, habe ich herrliche Stunden verlebt. Nun rückt die Abschiedsstunde heran und ich soll dieses Land und meine neugewonnenen Freunde verlassen.

So rufe ich denn Allen ein herzliches „Lebe wohl" und „besten Dank" zu. Herzlichen Dank den Männern der Feder, die meine Leistungen mit außergewöhnlichem Interesse verfolg-

ten und denen ich einen solch' großen Theil meiner Erfolge verdanke. Dank Herrn Dir. Amberg, meinem Manager, dem Leiter unserer Fahrten, welcher mit Umsicht und nie rastender Energie die Geschäfte leitete und der vom ersten Augenblick, wo ich den amerikanischen Boden betrat, mir als treuer Berather zur Seite stand. Dank auch meinen Kollegen, den Theilnehmern meiner Fahrten und Erfolge, die treu zu mir hielten und Freud und Leid mit mir theilten, und schließlich besten Dank dem Publikum bis in die entferntesten Theile der Ver. Staaten. Dank dem Publikum, welches, oft unkundig unserer Sprache, mit sichtlicher Aufmerksamkeit der Darstellung folgte und es ermöglichte, ein in deutscher Sprache noch nie dagewesenes Unternehmen aufrecht zu erhalten.

Mögen mein „Lebe wohl" und die Worte innigsten Dankes bis in die entfernteste Hütte dringen, es würde dies mir eben so lieb sein, als dem jungen Autor der folgenden Blätter.

Marie Geistinger.

New York am 1. Mai 1883.

Anknüpfend an die liebenswürdigen Worte der Frau Geistinger bitte ich die geehrten Leser, falls sich außer meinen Kollegen welche finden sollten, nur mit den allerbescheidensten Ansprüchen an das Büchlein heranzutreten. Es enthält für den Kenner dieses Landes nicht viel Neues und dem Fremden giebt es kein erschöpfendes Bild. Es soll auch nur ein Erinnerungszeichen sein für die Theilnehmer der „Künstlerfahrten". Wem die kleinen Abenteuer einer wandernden Künstlerschaar interessant genug erscheinen sollten, der mag die folgenden Skizzen mit freundlicher Nachsicht durchblättern. Die Titel der einzelnen Skizzen habe ich unverändert gelassen, wie

sie in den verschiedenen Journalen erschienen sind; dieselben so zusammengestellt, daß sie der Zeitfolge nach eine deutliche Uebersicht unserer Reisen geben, und Alle zu Tage getretenen Wiederholungen, welche durch den wiederholten Besuch einer Stadt entstanden waren, entfernt. Leider wird dadurch die ohnehin mangelhafte Form noch mehr geschädigt, was namentlich in den Berichten über die erste Reisesaison empfindlich hervortritt und ich bitte daher die freundlichen Leser, Kollegen und Nicht-Kollegen um gütige Nachsicht.

H. Steiner.



Erster Theil.

Saison 1881-82.





I.

Die ersten Fahrten.

Am neunten Dezember 1881, unter dem gräßlichen Eindruck der Ringtheater-Katastrophe versammelte sich eine kleine Künstlerschaar vor dem Thalia-Theater an der Bowery, in New-York. Die Meisten hielten den „Herald“ oder die „Staatszeitung“ in den zitternden Händen, und versuchten thränenden Auges die Schreckensbotschaft zu entziffern, die in ihrer ganzen Kraßheit noch in der Unglücksnacht ausführlich über den Ozean telegraphirt wurde. Selbstverständlich wirkte dieses gräßliche Ereigniß noch weit niederschlagender auf die Schauspieler, als auf das große Publikum. Letzteres konnte das Theater meiden und mied es auch thatsächlich; der Bühnenangehörige aber mußte Tag für Tag seiner Berufspflicht folgend in's Theater, um dem Publikum ein heiteres, unbefangenes, oft ausgelassenes Wesen vorzuspielen, während er die entsetzlichen Bilder der Unglücksstätte vor Augen hatte.

Besonders deprimirend wirkte die Nachricht auf jenen Theil der deutschen Schauspieler in Amerika, welche Frau Geistinger auf ihrer Gastspieltour durch die Ver. Staaten begleiten sollten und welche nun trüben Sinnes und schweren Herzens den Weg nach dem fernen Westen Amerika's antraten. Der größte Theil der Schauspieler war erst kurz vorher aus Europa

gekommen und ganz und gar nicht entzückt von der Aussicht einen Winter hindurch gastspielend ein fremdes Land zu durchreisen.

Mit neidvollen Herzen verabschiedeten wir uns von unseren Kollegen, welche in New York ihr ruhiges Winterquartier behalten durften. Es war auch in den ersten Tagen, als sollten sich unsere trüben Befürchtungen bewahrheiten. In Philadelphia, wo wir kurz vorher ein glänzendes Gastspiel, in der prachtvollen 5000 Personen fassenden Academy of Music absolvirt hatten; wo Marie Geistinger als „Helena“, „Madame Favart“ und „Boccaccio“ Triumphe gefeiert, sollten wir jetzt in einem unscheinbaren Hause nur Wiener Possen spielen.

Währenddem bei unserer vormaligen Ankunft der Mayor von Philadelphia, Mr. Keller, mit einem Comité Frau Geistinger in die Stadt holte und der ganze Bahnhof von Blumen duftete, starrten uns jetzt die Backsteinhäuser der ungeheuren Stadt recht trübselig und verregnet an. Das Theater war klein und winkelig und wenig beliebt, aber der Zauberruf „Marie Geistinger“ füllte es allabendlich bis an die Decke.

Am Abend der ersten Vorstellung vor Beginn der Ouverture stürzte Herr John, unser Concertmeister, schreckensbleich in unsere Garderobe mit dem Ausrufe „wir sind verloren, wir verbrennen unrettbar!“

Um Gotteswillen, wo brennt's denn?

Nirgends, aber wenn es brennt, sind wir futsch, denn ich suche schon stundenlang ein Fenster, das in's Freie führt, durch welches man sich im Falle der Noth flüchten könnte. Ich habe keines gefunden.

Unser Lachen bewies dem Mann, daß er sich von der Angst hatte zuweit hinreißen lassen. Aber dieses kleine Bild ist so recht bezeichnend für die Stimmung, die damals in Theaterkreisen herrschte.

Am 15ten früh um 5 Uhr reisten wir nach Baltimore, wo

Frau Geistinger von einem blumenspendenden Comité empfangen wurde. Das Hotel war mit Blumengewinde geschmückt und unser Aller Empfang und Aufnahme seitens des Publikums und der Presse ein solch herzlicher, daß wir uns bald behaglich fühlten. Wir spielten wieder Operette und machten volle Häuser.

Nur zu bald, am 18ten schon, fuhren wir nach Cincinnati. Mit einer Schnelligkeit von 30 bis 35 Meilen (engl.) flog der Train durch das prächtige Gelände. Um 11 Uhr waren wir in Washington, von wo es nach kurzem Aufenthalte die Ufer des Potomac entlang, dem fernen Ohio zu ging. Die Scenerie war imposant und der von Gischt milchweiß gefärbte Fluß mit seinen ragenden Felsufern, an denen sich die Bahn kunstvoll durchzwängt, erinnerte an das „Gesänse" in Oberösterreich.

In Cumberland, einem hübsch gelegenen Städtchen, erhielten wir ein vortreffliches Dinner, welches telegraphisch bestellt worden war.

Urkomische Scenen brachte der Abend, als wir in die Betten sollten. Die amerikanischen Schlafwagen enthalten gewöhnlich 24 Betten, von denen sich 12 in der Sitzhöhe und 12 einige Fuß darüber befinden.

Diejenigen Personen, welchen das obere Bett zugefallen war, mußten alle mögliche Evolutionen durchführen, um hinauf zu gelangen, da sie von dem Vorhandensein einer kleinen Leiter, welche das Aufsteigen erleichtern sollte, keine Ahnung hatten.

Mit Ach und Weh waren wir endlich in unsern Nestern. Da ruft es aus einem Bette: „Frau Direktorin, Frau Direktorin!"

Der Rufer konnte nur Karl Emil Schönfeld, unser jugendlicher Liebhaber sein, denn nur er war so glücklich eine Direktorin zu haben. Herr Schönfeld war nämlich von Frau Geistinger engagirt, um Aufführung von Dramen zu ermöglichen, wäh-

rend wir Mitglieder des Thalia-Theaters waren und in den Herren Amberg und Herrmann unsere Direktoren sahen.

Frau Geistinger hatte den kostbaren Ruf vernommen und frug erstaunt:

„Sie wünschen, Herr Mitglied?“

„Frau Direktorin, ich möchte Vorschuß haben?“

„Vorschuß?“

„Ja.“

„Wie viel?“

„5 Dollar.“

„Mathilde!“

„Gnä' Frau?“

„Zahlen Sie meinem Mitglied den Betrag von 5 Dollars baar aus und lassen Sie sich den Empfang bestätigen“. „Mit die Schauspieler is halt a Kreuz“, versicherte sie ganz ernsthaft einigen etwas decolletirten Gestalten, welche herzhaft lachend den Vorgang durch die halbgeöffneten Bettgardinen beobachteten.

Bald schliefen die Meisten und selbst ein durch den „Porter“ annoncirter Waldbrand, der die Landschaft herrlich beleuchtete, vermochte die Wenigsten in ihrem Schlummer zu stören.

Um 8 Uhr früh kamen wir nach Cincinnati, welches mit seinen rußgeschwärzten Häusermassen, und seiner filigranartig zierlichen und dabei doch gewaltigen Ohiobrücke, einen imposanten, wenn auch nicht besonders freundlichen Eindruck machte.

Aber es war, als wollten die Menschen durch Liebenswürdigkeit gut machen, was der Ruß, das fortwährende Regenwetter, und das entsetzliche Trinkwasser an uns verbrachen. Man trinkt nämlich in Cincinnati pures Ohiowasser, welches so schmutzig ist, daß wir zum Zähneputzen Sodawasser benutzten. Die Cincinnatier behaupten, es wäre sehr gesund, und trinken fleißig — — Bier. Letzteres gibt allerdings dem besten deutschen Stoffe nicht viel nach.

Außer seinen zahlreichen Schweineschlächtereien, welche der Stadt den Namen Porkopolis eingetragen haben, besitzt Cincinnati zwei Sehenswürdigkeiten, um die sie jede Stadt Europa's beneiden könnte: Die große Musikhalle und Spring Grove. Die Musikhalle ist zum größten Theil das Geschenk eines Privatmannes an die Stadt, sie enthält eine herrliche Orgel, eine Bühne, ein großes Orchester und Plätze für 5000 Zuhörer.

Spring Grove ist die Schöpfung eines Deutschen, des Landschaftgärtners Adolph Strauch. Spring Grove ist ein Friedhof. Die richtige Bezeichnung dafür wäre: ein genial angelegter Park, in welchem auch Todte beigesetzt werden.

Mit großem Wohlbehagen erzählte Hr. Strauch, daß er mehrere Jahre in den kaiserlichen Gärten zu Schönbrunn und Laxenburg thätig war und daß er diese Zeit zu der schönsten seines Wanderlebens rechne.

Der alte Herr wurde ganz enthusiasmirt, als er von der herrlichen Kaiserstadt sprach, und manches Glas Sect wurde dem schönen Wien und den noch schöneren Wienerinnen zugetrunken.

Im Genusse des Beobachtens und in fleißiger Arbeit, denn wir spielten 9 mal in der Woche, Mittwoch und Sonnabend Matinees, war Weihnachten herangekommen.

Weihnachten am Ohio! Weihnachten fern von allem, was uns so lieb und theuer, Weihnachten im kalten Hotelzimmer, so dachten viele von uns. Mancher wußte eine liebende Mutter zu Hause, welche mit Thränen im Auge des fernen Kindes gedenken würde; Viele hatten Weib und Kind im fernen Deutschland zurückgelassen und wünschten sich mit aller Kraft eines liebenden Vaterherzens zurück zum heimathlichen Heerd.

Da mit einem Male hieß es: wir werden auch Weihnachten feiern. Acht Mitglieder bildeten ein Comité. Herr Lube, unser Regisseur, besorgte die Einkäufe von Geschenken und

einen herrlichen Tannenbaum. Die Damen fabrizirten goldene Nüsse und Aepfel; das Comité bestellte ein gutes Abendbrod, und Herr Direktor Amberg sorgte für Anfeuchtungen und zwar durfte man vom Bier bis zum Champagner nach Belieben trinken.

Mit Gedankenschnelle wechselten wir nach der Vorstellung unser Costum, und im Laufschritt eilten wir in's Hotel, wo Herr Schönfeld und Herr Mayer, die einzigen unbeschäftigten Mitglieder, den Speisesaal prachtvoll decorirt hatten.

Nachdem Frau Geistinger angekommen war, begann die Bescheerung, welche dadurch im Werthe erhöht wurde, daß Jedem die angekommenen Briefe, von den fernen Lieben, unter die Serviette gelegt wurden.

Bald gab es im Saale nur freudige Gesichter, Lachen und Scherzen, daß es ein Vergnügen war. Herr Lube hielt eine reizende humoristische, und Herr Schönfeld eine ernste Rede, in welchen die Bedeutung des Abends, der splendide Direktor und unser illustrer Gast, Frau Geistinger, gefeiert wurden. Von Frau Geistinger hatte jedes Mitglied ihr Portrait im prächtigen Rahmen nebst andern hübschen Kleinigkeiten bekommen.

Als die Freude ihren Höhepunkt erreicht hatte, erklärte Herr Amberg, daß wir Morgens früh nach Detroit fahren müßten, und obwohl er einen Extra-Zug genommen hätte, sei es doch fraglich, ob derselbe so lange warten würde, bis wir ausgeschlafen hätten, daher es empfehlenswerth wäre, zur Ruhe zu gehen.

Schweren Herzens befolgten wir den weisen Rath. Die Lichter am Tannenbaum waren schon längst herabgebrannt, die Flaschen geleert, die Geschenke abgeräumt, die Gasflammen abgedreht und bald lagen wir in unsern Betten und träumten von Weihnachten am Ohio.

Morgens dampften wir per Extrazug nach Detroit. Die

Landschaft war flach und waldig, hie und da hatte die Axt der Ansiedler den Boden urbar gemacht, aber auf vielen Feldern ragten noch die Baumstümpfe aus der Erde.

In den Wäldern lagen vom Wind gefällte Bäume und Aeste wirr durcheinander und verfaulten langsam, wenn nicht ein starker Regenguß sie in den Fluß spielte, der streckenweise von angeschwemmtem Holz ganz verstopft schien.

Gegen Mittag waren wir in Lima, unserer Dinnerstation, wo wir von einem Volkshaufen wie die Wunderthiere betrachtet wurden.

Abends kamen wir nach Detroit, welches sofort einen günstigen Eindruck machte. Wir wohnten in einem deutschen Hotel, hatten gute Küche und reines Trinkwasser.

In unserm Hotel wohnten eine große Zahl Passagiere, welche aus der Umgebung gekommen waren, um die Geistinger zu hören. Ein Ehepaar hatte eine Reise von hundertachtzig Meilen gemacht, um einige Abende gutes deutsches Theater zu sehen.

Am Tage nach der Aufführung der „Schönen Helena" näherte sich mir ein Gast und sagte sehr freundlich: Entschuldigen Sie, haben Sie gestern den Schäfer gemacht?

Da ich die Parthie des Paris gesungen hatte, bejahte ich. Da thaute mein biederer Deutscher auf. „Sehen se, sagte er, ich war selber Schäfer, und darum freut's mich, daß en Schäfer auch mal ne Königin kriegt. Sie sind ein verfluchter Kerl, Sie. Na, trinken se ne Flasche Wein mit mir."

Diese naive Auffassung des Theaters imponirte mir und ich that den freundlichen Mann den Gefallen.

In dem Verein Harmonie lernten wir viele wackere Deutsche kennen und die Menschen thaten alles, was sie uns nur an den Augen absehen konnten. Der Abschied wurde uns recht schwer gemacht.

Am 31. December fuhren wir abermals mit Extrazug nach

St. Louis. Wir weihten einen ganz neuen Schlafwagen ein, und Frau Geistinger bewohnte ein kleines Salönchen, welches mit Blumenguirlanden und den Inschriften „Prosit Neujahr" und "Happy New Year" ausgeschmückt war.

Um 12 Uhr Nachts fuhren wir zu unserer größten Freude in einer Station ein, und wir beglückwünschten uns auf festem Boden zum neuen Jahr. Den üblichen Sylvesterpunsch mußten wir aber durch schlechten Kaffee ersetzen.

Um 9 Uhr Morgens fuhren wir über die ungeheuer massive Mississippi-Brücke und durch einen Tunnel, der sich unter der ganzen Stadt hinzieht, in St. Louis ein. Leider mußten wir hier wieder Mississippi-Wasser trinken, welches noch schmutziger ist, als das Ohio-Wasser. Ich hatte vor dem Vater der Ströme stets eine unbegrenzte Ehrfurcht, aber nachdem ich durch 14 Tage sein Wasser trinken mußte, verachtete ich ihn gründlich.

Zum größten Unglück regnete es während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes. Ein Reporter war zwar so freundlich, uns Herren schwarzberänderte Einladungskarten zu einer Doppelhinrichtung zukommen zu lassen; auf der Karte waren die Namen der Delinquenten und des Sheriffs zierlich gedruckt, aber ich glaube nicht, daß viele davon Gebrauch machten.

Wir wohnten in St. Louis im deutschen Hotel Koetter, in welchem auch Herr Haase und seine liebenswürdige Gemahlin logirten.

Daß Herr Haase von bezaubernder Liebenswürdigkeit sein kann, ist allbekannt, ebenso vortheilhaft bekannt ist seine noch immer schöne Frau; es ist daher leicht begreiflich, daß wir schöne Abende in ihrer Gesellschaft verlebten.

Herr Haase nebst Gemahlin, Frau Schönfeld-Kelly, Herr Junker, unser Gesangskomiker, Frl. Schatz, unsere Soubrette, Fräulein Necker und Herr Fischer, von Herrn Haase's Schauspieler-Gesellschaft, sowie meine Wenigkeit, bildeten jeden Abend

eine Tafelrunde. Frau Geistinger wohnte nicht in demselben Hotel, sondern in der Nähe des Theaters.

Herr Haase war unerschöpflich in reizenden Anekdoten und Bonmots so wie in paradoxen Behauptungen, mit welchen er Frau Haase zum Widerspruch reizte. Der Schluß einer jeden Debatte war: Ihr Frauen könnt ja nicht reinsachlich debattiren. Frau Haase sagte: so eine Behauptung kannst nur Du aufstellen, mein lieber Fritz, und der Friede war wieder hergestellt.

Eines Abends kamen Herr Junker und Frl. Schatz etwas später, und brachten einige Ananas mit, welche an der Straßenecke feilgeboten wurden. Frau Haase nahm den Herrschaften sofort ihre süße Last ab, bestellte Rheinwein und Champagner, und in wenigen Minuten hatte sie uns eine Ananasbowle zusammengebraut, deren herrliches Aroma recht einladend in die Nase stieg. Es wurde eine sehr animirte und sehr lange Sitzung, aber leider habe ich die interessanten Gespräche dieses Abends ganz vergessen. Es giebt schon solche Abende. Nur so viel ist mir erinnerlich, daß ich eine sehr gerührte Rede hielt, in der ich die Spenderin des edlen Trankes hoch leben ließ. Das liebenswürdige Benehmen Herrn Haase's war um so anerkennenswerther, da er durch das gleichzeitige Gastiren mit uns sehr schlechte Häuser erzielte.

Nur zu bald kam der letzte Abend heran, der Abend des Abschiedes, der dadurch erleichtert wurde, daß wir Aussicht hatten, Herrn und Frau Haase in San Francisco wieder zu treffen. Es war schon sehr „früh", als wir auseinander gingen. Frau Haase bedauerte selbst, die wenigen Stunden nicht ungestört schlafen zu können, da um 6 Uhr die Koffer aus den Zimmern geholt werden sollten. Sofort constituirten wir Herren uns als Expreßcompagnie, und ehe noch Herr oder Frau Haase Einsprache erheben konnten, wurden die Zimmer im Sturm genommen und gegen zwanzig Koffer und Kisten

geräuschlos im Korridor aufgestapelt. Herr Haase erklärte uns für sehr talentvolle junge — — Expreßmänner, und Frau Haase griff gerührt in die Tasche. Schon hofften wir ein gutes Trinkgeld zu bekommen, Frau Haase hatte jedoch nur ein Tuch herausgeholt, um die Lachthränen zu trocknen.

Wir blieben noch acht Tage in St. Louis und spielten bei ausverkauften Häusern. Frau Geistinger gab am 13. „Drei Paar Schuhe" zum Benefiz; die Bühne war ganz überfüllt von den prachtvollen Blumen, wie man sie in Europa nur selten zu sehen bekommt, und der Jubel wollte gar kein Ende nehmen. Nach dem Theater bekam Frau Geistinger eine Serenade.

Zwei Tage darauf war unsere Abschieds-Vorstellung. Nie im Leben vergesse ich den Jubel, der losbrach, als Frau Geistinger einige Worte des Dankes, für die in der That selten freundliche Aufnahme sagte und ein Wiedersehen in Aussicht stellte. Es wurde applaudirt, gejubelt, geschrieen, gejauchzt, mit den Füßen gestampft und gepfiffen, (Pfeifen ist ja der Ausdruck des höchsten Wohlgefallens), daß wir dachten, das Theater müsse aus den Fugen gehen.

Nach der Vorstellung reisten wir wieder nach Cincinnati, wo wir am 16., 2 Uhr Nachmittags, ankamen und Abends bereits „Die Fledermaus" spielten. Da im Staate Ohio ebenso wenig wie in New York an Sonntagen gespielt werden darf, veranstaltete Herr Amberg für Sonntag, den 22., ein „Sacred Concert" (heiliges Concert), welches gestattet ist. Daß in diesen Sacred Concerten Frau Geistinger zum Beispiel ihre prächtigen Volkslieder und Jodler singt, genirt Niemanden, wenn nur dem Wortlaut des Gesetzes Genüge gethan wird.

Nach dem Concert reisten wir nach Chicago mit Extrazug. Um 12 Uhr Mittags trafen wir dort ein und spielten Abends vor ausverkauftem Hause.

Am 5. Februar fuhren wir nach Milwaukee.

II.

Auf der Pacific-Bahn.

Die acht Tage in Milwaukee waren rasch durchlebt, und nach einem Ruhetag fuhren wir wieder nach Chicago, um mit der Pacificbahn nach San Francisco zu fahren. Die Gesellschaft welche bisher aus 46 Personen bestanden hatte, wurde auf dreißig reduzirt, da in San Francisco ein Chorpersonal für uns eingeübt wurde.

Wir präparirten uns für die lange Fahrt, welche selbst in Amerika als ein Ereigniß angesehen wird, und versorgten uns, dem Rathe des Herrn Direktor Amberg folgend, in ausgiebigster Weise mit kalter Küche. Herr Schönfeld war Proviantmeister der Frau Geistinger und hätte mit seinen Vorräthen ein ganzes Auswandererschiff versorgen können. In Amerika bekommt man fast alles Genießbare, wie Fleisch, Zunge, Wurst, Obst, Gemüse, Fische, Krebse, Austern, Kaffee und Milchextracte in Blechbüchsen, so daß es ein Leichtes war, sich gut vorzusehen.

Herrn Schönfeld's Speisekarte wäre würdig gewesen in einem gastrosophischen Werke verewigt zu werden. Er hatte einen großen Blechkasten angeschafft, mit der Aufschrift „Hotel Geistinger," während wir unsere Schätze in Körbchen verpackt hatten, mit welchen nun Sängerin, Soubrette, Komiker und Tenor recht stolz einhermarschirten. Der Stolz legte sich, als wir im Waggon auch Geschirr waschen mußten, worin wir nach und nach eine große Geschicklichkeit erreichten.

Am 14., Mittags, fuhren wir von Chicago ab, passirten Nachmittags den Mississippi und kamen am 15., Vormittags, nach Council Bluffs, welches von Omaha, wo die Union Pacificbahn beginnt, nur durch den Missouri getrennt ist. Bis

Omaha fahren „Dining Cars,“ Restaurationswagen, in welchen man gut und preismäßig speist. Von Omaha bis San Francisco speist man auf den Stationen, aber nach unseren Begriffen schlecht.

Bis zum 15., Abends, fuhren wir durch flaches, aber schön bebautes Land, welches der Prairie abgewonnen wurde. Gegen acht Uhr kamen wir schon durch die wirkliche Prairie, welche an allen Ecken und Enden brannte. Manchmal kam das Feuer urplötzlich über eine kleine Erhöhung und rückte mit Blitzesschnelligkeit bis zum Bahnkörper vor.

Dann schien es wieder, als sollten wir durch ein Feuermeer fahren, denn die Prairie brannte vor uns zu beiden Seiten des Bahndammes lichterloh. Im Emigranten-Waggon fuhren zwei Indianer, welche ich aufsuchte. Es waren die ersten Exemplare, die wir zu sehen bekamen. Die beiden Prairiesöhne vom Omahastamme waren sehr zahmer Gattung und durchweg europäisch gekleidet. Der Eine hatte einen Messingreif um die Stirne, welcher wohl seine Häuptlingswürde anzeigen sollte.

Am 16. fuhren wir bei trübem Wetter und scharfem Winde durch die Prairie. Um acht Uhr kamen wir nach Sidney, einem Orte von circa 1000 Einwohner, von denen viele in Hütten wohnen, welche zum Schutze vor den häufigen Stürmen, halb in die Erde gegraben sind.

Um halb zwölf Uhr Mittags hielt der Zug mitten in der Prairie an, und zwar, wie es sich herausstellte, weil eine Feder an der Locomotive gebrochen war. Wir fanden Skelette von Thieren und zahlreiche Hufe mit Hufeisen: Ueberreste aus jener Zeit, wo die Reise nach Californien unter den größten Mühseligkeiten zu Wagen und zu Pferde gemacht werden mußte.

Um drei Uhr waren wir in Pine Bluff, wo wir die ersten Schneedächer passirten. Auf der Pacificbahn sind ganze Strecken mit Holz verkleidet, um Schneeverwehungen zu ver-

hindern und gibt es solche künstliche Holztunnels von mehreren Meilen Länge.

Gegen Mittag wurden wir durch ein empörendes Ereigniß aus unserem idyllischen Waggonleben aufgeschreckt. Ein Mitglied verging sich thätlich an unserem Cassirer, Herrn Lembke. Es war zwar nur ein vierbeiniger College, aber ein dramatisches Vieh sollte die Grenzen der Wohlanständigkeit nicht außer Acht lassen. Pittel, so hieß der Verbrecher, war Eigenthum des Fräulein Schatz und gegen freie Verpflegung und Beförderung verpflichtet, im „Boccaccio" als Bettlerhund aufzutreten. Seine Rolle spielte er mit Resignation, aber ohne einen Funken von Talent. Hingegen wußte er sich durch persönliche Liebenswürdigkeit einzuschmeicheln und wurde bald der Liebling der Gesellschaft. Sogar Frau Geistinger verschwendete ihre Zärtlichkeit an ihn. Um so schmerzlicher berührte uns sein Vergehen. Wir erinnerten uns zwar, daß er einst gegen unseren Regisseur auf offener Szene die Zähne gefletscht und zum Gaudium des Publikums laut gebellt hatte, aber welches Bühnenmitglied fände ein solches Benehmen gegen den Regisseur nicht ganz begreiflich? Etwas Anderes ist es mit dem Cassirer, der stets ein Liebling des Schauspielers ist, namentlich am ersten und sechszehnten jeden Monats.

Die prächtige Scenerie, die sich im Laufe des Nachmittags vor unseren Augen entrollte, ließ uns den Vorfall bald vergessen. Die Prairie war zu Ende und die Rocky Mountains mit ihren seltsam bizarren Felsen fesselten das Auge. Die Namen der Felsgruppen, als: Castell, die Schwestern, Giganten-Theetasse und Kathedrale, geben wohl einen Begriff von den allerseltsamsten Formen, welche sich dem Auge des staunenden Reisenden darbieten.

Gegen fünf Uhr hatten wir die höchste Steigung erreicht. Wir waren in Sherman, welches 8242 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und zur Zeit des Bahnbaues der höchste bahn-

befahrene Punkt der Welt war. Gegen Abend kamen wir durch eine Hochebene, welche von schneebedeckten Felsen umgeben war. Zahlreiche Rinderheerden suchten aufsichtslos ihr kärgliches Futter und viele Thiere lagen von der Locomotive getödtet und von dem sogenannten Kuhfänger, welcher vor der Locomotive angebracht ist, bei Seite geschoben, zu beiden Seiten der Bahn.

Auf der nächsten Station hörten wir, kurz vor Abgang des Zuges den Schlafwaggon-Porter im erregten Tone rufen: Indian man, indian man, und richtig hüpfte ein Indianer in den Waggon und der lebhaft gestikulirende Porter hinterdrein. Der Indianer hüpfte und schrie: Huki, Luki, Muki, Kuki und wurde immer germanischer, bis wir lachend unseren Kollegen, Herrn Gustav Schulze, erkannten, der sich mittelst rother Tücher, Muffs rc. so geschickt verkleidet hatte.

Am 17ten erreichten wir den Greens River, dessen Ufer von malerischen Felsgruppen umgeben sind. Bald sahen wir auch jene Hochplateaus, die nur von Wermuth und Salbei bewachsen sind, und die sich vom Territorium Wyoming durch Utah bis nach Nevada hinziehen.

Des Nachmittags passirten wir die Wabash Mountains. Die Bahn windet sich durch dunkle Gebirgspässe, welche von vielen tausend Fuß hohen wandglatten Felsen überragt werden. Wie im Fluge sieht man nur durch Querschluchten ein Stück Himmel. Leider entzog uns ein dichter Schneesturm die weitere Aussicht. Das Teufelsthor und die Teufelsleiter, diese seltsamen Felsformen konnten wir nur noch ungenau sehen.

Um sieben Uhr waren wir in Ogden, im Territorium Utah, dem Mormonenlande. Sehnsüchtig blickten wir nach der Richtung, wo Salt Lake City liegt, denn wir wußten noch immer nicht, ob wir in der Mormonenhauptstadt spielen würden.

In Ogden endet die Union Pacific Bahn und geht in die Central Pacific über. Wir mußten unseren Waggon, in welchem wir uns hübsch häuslich eingerichtet hatten, verlassen

und zogen mit Sack und Pack, die halbgeleerten Proviantkörbe am Arm, in den neuen Waggon. Der neue Porter war schon in San Francisco von unserer Ankunft benachrichtigt worden und war so freundlich und dienstbeflissen, daß ich ihn mit gutem Gewissen als den liebenswürdigsten Menschen erkläre, der je Nigger geschimpft wurde. Herr Lube nannte ihn auch nie anders wie: „Der kolorirte Gentleman."

Am nächsten Morgen waren wir schon in Elko, Nevada, und bewunderten einen Trupp Shoshone Indianer, welche am Bahnhof lagerten. Herr Amberg ließ eine Indianerfamilie an Frau Geistinger's Bett kommen, welche nicht wenig erstaunt war über den seltsamen Besuch. Die Indianerfrau hatte ein hübsches Baby, welches sie für einige Cents ansehen ließ. Das Kind stak in einem Futterale, dessen Rückseite ein Brett bildete. An diesem Morgen ahnten wir nicht, daß wir einst vier Tage hier verleben würden, durch Hochwasser von allem menschlichen Verkehr abgeschlossen.

In den nächsten Stationen sahen wir Piute Indianer mit bemalten Gesichtern und reichem Putz. Recht komisch nahmen sich dagegen zwei Indianermädchen aus, welche vollständig europäisch gekleidet und mit Federhüten versehen waren.

In Winnemucca benutzten wir einen viertelstündigen Aufenthalt, um einen Wigwam zu besuchen. Vor demselben hockten zwei Truppen Indianer mit einem Spiele beschäftigt, welches der Mühe werth erscheint, beschrieben zu werden. Der Spielende legte zwei lange und zwei kurze Stäbchen unter ein geflochtenes Schild in verschiedenen Combinationen: Die Langen und die Kurzen zusammen, oder ein langes und ein kurzes Stäbchen nebeneinander. Während er mit einer Hand die Stäbchen ordnete, klopfte er mit der anderen fortwährend auf das Schild, und sang dazu in monotoner Weise. Die Worte klangen beiläufig: haja dudu, haja da, haja duundu. Der Gegenpart errieth die Lage der Stäbchen durch Handbewe-

gungen. Gesprochen wurde gar nicht. Nur, wenn fehlgerathen wurde und der Verlierende ein geschnitztes Holz, wahrscheinlich als Spielmarke abgeben mußte, lachte der ganze Haufe. Noch im Waggon hörten wir das monotone Haja dudu.

Um drei ein halb Uhr Mittag kamen wir nach Humboldt, einer kleinen baumbewachsenen Oase in der Salbeiwüste.

Von Humboldt aus wird die Gegend schön und sehr gebirgig.

Abends sahen wir den Humboldtsee. Die Scenerie erhielt ein köstliches Colorit, durch ein selten schönes Alpenglühen, welches die Spitzen der schneebedeckten Felsriesen goldig färbte, während der See nach und nach in tiefes Dunkel tauchte und der aufsteigende Wasserdunst die zahlreichen Piute Wigwams nur wie durch einen Schleier sehen ließ.

Als wir durch die Sierra Nevada fuhren, konnten wir vor Erregung nicht schlafen. Wir standen auf der Platform, um uns am Anblick der schlanken Coniferen zu erquicken, denn seit fünf Tagen hatten wir nur einige verkrüppelte Nadelhölzer in den Rocky Mountains und wenige Laubbäume in Humboldt gesehen.

Um vier Uhr Morgens standen wir wieder draußen und erwarteten das eigentliche, ewig grüne Californien. Noch fuhren wir die wilde Sierra Nevada entlang durch tiefen Schnee. Doch wie mit einem Zauberschlage änderte sich die Scene.

Um halb acht Uhr waren wir in Sacramento, der Hauptstadt Californiens, dem ewig blühenden Garten Nordamerika's. Blaugummibäume, Myrten, Callalilien und Fuchsien in dichten Büschen und ein saftig grüner Graswuchs, der den Boden weithin bedeckte, erquickten das Auge.

Die Fahrzeit von Sacramento benutzten wir zur Toilette, um würdig in San Francisco einzuziehen, aber der Staub der [illegible] Reise war nur schwer abzuschütteln. Ueber den

III.

Aufenthalt in San Francisco.

Unter Indianern und Mormonen.

San Francisco ist eine herrliche Stadt, sowohl was die Lage, die Bauten, das Klima, die Verkehrsmittel, als auch was die Menschen betrifft. Die hügelige Lage der Stadt gewährt einen angenehmen Anblick, während man auf den Hügeln selbst die Bay vor Augen hat, welche zu jeder Tageszeit andere, aber stets schöne und anziehende Bilder bietet. Das Klima Californiens, dieser ewig dauernde Lenz, scheint sowohl auf das Aeußere, wie auf das Innere der Menschen günstigen Einfluß zu üben. Das Leben spielt sich heiterer und sorgloser ab, als im Norden, und dennoch herrscht rege Thätigkeit auf allen Gebieten. Die Freigiebigkeit der Natur scheint auch die Menschen zu ausgedehnter Gastfreundschaft und Freigiebigkeit zu bestimmen. Der San Franciscaner hat stets Geld für wohlthätige Zwecke, wie für Kunst und Wissenschaft. Er gibt den Dollar ziemlich leicht aus, jedoch ohne zu verschwenden. Es ist mit einem Wort eine harmonisch entwickelte Stadt, in der Alles gedeiht, selbst die Chinesen — leider.

Bald gehörte es zu unseren schönsten Vergnügungen, mit der geräuschlosen Kabelbahn, welche durch ein unterirdisches, endloses Drahtseil getrieben wird, die Californiastreet entlang vorbei an den reizendsten Cottages mit ihren unvergleichlichen Gärtchen, in denen nebst den schlanken Palmen, Myrten, Rosmarin, Fuchsien, Pelargonien, Heliotrop u. s. w. in Baumform gedeihen, vorbei an der herrlichen Villa Hopkins nach dem Golden Gate Park zu fahren.

Vom Park war es nicht weit nach dem Cliffhouse, wo wir nebst einem guten Imbiß noch das Geschrei der Seelöwen, welche zu Hunderten auf dem Felsen lagern, als Tafelmusik erhielten.

Frau Geistinger wurde leider nach der ersten Vorstellung krank und wir benutzten die vier Tage unfreiwilliger Muße zu zahlreichen Ausflügen in die Umgegend.

San Francisco selbst bietet dem Fremden Gelegenheit zu interessanten Studien, wie vielleicht wenig Städte der Welt.

In Hrn. v. Huhn, dem City Editor des Demokrat, Herrn Lehrburger vom „Examiner" und Fräulein v. Ormay von der Genee'schen Theatergesellschaft fanden wir liebenswürdige und hochgebildete Ciceroni, die sich freundlich unserer annahmen.

Das Chinesenviertel allein schon ist im Stande, tagelang zu interessiren. Wer all' die chinesischen Restaurationen, Theehäuser, Kaufläden, Spielhöllen, Opiumbudiken, Freudenhäuser und die unterirdischen Quartiere schildern wollte, könnte einen ganzen Band ausfüllen.

Uns interessirte als Fachkollegen das chinesische Theater am meisten. Stundenlang beobachteten wir die heftige, kreischende Sprechweise, die eigenthümliche Gestikulation und die wirklich prachtvollen Costüme der chinesischen Mimen. Am gräulichsten tönt ihr Gesang, ein näselndes, unnatürlich hohes Fistuliren, welches von einer Musik begleitet wird, die einen europäischen Zuhörer nervenkrank macht. Auch jede gesprochene Phrase wird mit „Musik" (?) begleitet, welche aus Klopfen auf trockene Hölzer und verschiedene Metallbecken besteht, während der Gesang auf einer Art Mandoline und einem seltsam geformten, einem Holzhammer ähnlichen Streichinstrument begleitet wird.

Neben der Bühne, auf welcher auch Zuschauer stehen, befindet sich die Garderobe, welche wahre Schätze an Costümen enthält. Frau Geistinger konnte sich gar nicht satt sehen an

den herrlichen Seidenstoffen und köstlichen Stickereien. Die Gagen der ersten Schauspieler sollen sehr bedeutend sein. Demnach erhielte der erste Liebhaberinnenspieler, die Frauenrollen werden nämlich von Männern dargestellt, $6000 jährlich. Da von 12 Uhr Mittags bis 11 Uhr Nachts gespielt wird, so wohnen die Schauspieler gewöhnlich im Theater, welches sie, wenn sie große Vorschüsse haben, nur in Begleitung eines Detectiv verlassen dürfen. Unter den Collegen herrscht Neid und Zwietracht und ein Schauspieler soll auf den andern geschossen haben, weil derselbe gut gefallen hatte. „Wies schon san bei die klan Theater, bei die großen ist das ganz anders," sagt Nestroy.

Unter lebhafter Theilnahme des Publikums setzten wir unser Gastspiel fort. Frau Geistinger wurde mit kostbaren Blumen überschüttet und Herr Kapellmeister Novak glich am Tage nach seinem Benefize einem wandelnden Juwelierladen. Frau Geistinger, Herr Direktor Amberg, die Collegen, das Orchester und Theaterfreunde hatten den strebsamen Musiker aus der wiener Schule, welcher sich durch seine wiener Gemüthlichkeit und durch das komischste Englisch bald beliebt gemacht hatte, reichlich beschenkt. Das Englisch des Herrn Novak trug nicht wenig zu unserer Erheiterung bei und wenn er zum Paukenschläger sagte: „Please jetzt one mal bum bum machen" da konnten sich selbst die nachsichtigen Amerikaner des Lachens nicht enthalten.

Im Hause des Herrn Doctor Rosenstirn, bei dem die deutsche Kunst ein gastfreies Heim antrifft und der nebst seiner liebenswürdigen Gemahlin zu den treuesten Anhängern des Deutschthums gehört, traf ich Herrn Haase wieder, der gleichzeitig mit uns volle Häuser erzielte.

Montag, der 27. März, der Tag unserer Abreise, war ein Trauertag für uns. Am Dampfboot harrte eine große Zahl neugewonnener Freunde und für Frau Geistinger war ein

ganzes Blumenlager aufgestapelt. Als wir mit dem Boot die Bay kreuzten, war es uns, als ob wir aus dem Paradiese ausgewiesen würden.

In Oakland wurde nochmals herzhafter Abschied genommen und unter ergreifenden Abschiedsgesängen verließen wir die herrliche Stadt. Noch ein letzter Blick nach Golden Gate, nach der Bay, nach San Francisco mit all seinen Herrlichkeiten, und bald verschwand der Train zwischen Bergen, jeden weiteren Ausblick verschließend.

Wir saßen den ganzen Abend auf der Platform, um noch einmal die Herrlichkeit Californiens zu genießen. Die weißen Rancheros winkten aus den immergrünen Gärten und aus unserem Waggon tönten die herrlichsten deutschen Volkslieder, derweil die Sonne allmählig in den stillen Ozean tauchte. Doch bald kam der Mond herauf und beleuchtete die terrassenförmig aufsteigende Sierra Nevada und die tausende Fuß unter uns liegenden Ansiedelungen mit seinem magischen Lichte. Der Körper forderte seine Rechte, selbst die Standhaftesten verließen die Platform und schlüpften in ihre Betten. Am anderen Morgen hatten wir Californien hinter uns.

Am zweiten Tage unserer Fahrt erhielten wir Telegramme, welche Hochwasser in Nevada anzeigten, und richtig mußten wir Abends in Elko liegen bleiben.

Man denke sich unsere Situation: in Salt Lake City erwarteten uns ausverkaufte Häuser und wir mußten mitten im tristesten Theile Nevada's, in einem erbärmlichen Neste, welches fast nur aus Holzhäusern besteht, die kostbare Zeit verbringen.

Am anderen Morgen übersahen wir erst das Trostlose unserer Lage. Vor uns war ein Damm von 30 Meilen Länge durch Schneewasser zerstört und ringsumher ödes wüstes, nur von Wermuth bewachsenes Land, auf welches die Sonne unbarmherzig niederglühte. Auf Meilen im Umkreise war weder Baum noch Strauch zu sehen, welche auch in dem von zwei

Hügelketten gebildeten Thale, in welchem Elko liegt, selbst bei sorgfältigster Pflege nicht gedeihen, weshalb dieses Thal von den Eingeborenen recht bezeichnend das todte Thal genannt wird.

Zwei Meilen von Elko entspringt eine heiße Quelle, deren Wasser, mit Salz und Pfeffer vermengt, wie Hühnerbrühe schmeckt. In einer höchst primitiven Bude hat man Gelegenheit, die Heilkraft des Wassers gegen Rheumatismus und Gicht zu erproben. Eine andere Eigenthümlichkeit des Wassers ist eine starke Ablagerung, welche fast allmonatlich die Leitungsröhren verlegt. Fachgelehrten stelle ich gerne diese steinartige Ablagerung zur Verfügung, vielleicht daß sich daraus der seltsame Geschmack des Wassers erklären ließe.

Mittwoch Nachmittag gingen wir nördlich ins Land und entdeckten ein Indianerdorf. Als wir näher kamen, sahen wir eine Gruppe Indianer, welche heulend und schreiend die Hände in die Höhe hoben, während ein Medizinmann im Kreise herumhüpfte und einen klagenden Gesang ertönen ließ, welcher mit den althebräischen Weisen eine unverkennbare Aehnlichkeit hatte. Der Lagervorsteher, ein hübscher, schlanker Mann, der das straffe schwarze Haar in Zöpfe geflochten trug, kam uns entgegen und ersuchte uns, das Lager zu meiden, da ein Pockenkranker im Sterben liege. Erschreckt eilten wir zurück und trafen auf Frau Geistinger, welche mit den Damen der Gesellschaft ins Indianerdorf wollte. Wir erzählten natürlich, daß ein Pockenkranker im Lager sei; aber ein Mann, der sich der Gesellschaft als freiwilliger Führer angeschlossen hatte, belehrte uns, daß die Blattern ein Schreckmittel der Indianer seien, um ungelegene Besuche fern zu halten. Frau Geistinger marschirte auch kühnen Muthes ins Indianerdorf, wo es sich herausstellte, daß eine alte Indianerin im Sterben liege, aber durchaus nicht an den Blattern. Die Indianer wollten nur in ihren Ceremonien nicht gestört sein.

In einem der höchst primitiven, kegelförmigen Wigwams, welche aus Leinwand hergestellt sind, entdeckten wir eine schöne Reisetasche, welche die Indianer wahrscheinlich irgendwo gestohlen hatten.

Auf dem Rückwege kamen uns Herr Dir. Amberg, Herr Novak und Herr Schulze, auf Indianerponies reitend, entgegen. Herr Amberg erzählte uns, daß die zahlreichen Passagiere, es lagen 5 Züge in Elko, um eine Vorstellung bäten. Frau Geistinger sagte lachend zu und wir freuten uns schon auf den folgenden Tag, wo wir in einem Bretterhause, auf einer wenige Fuß großen Bühne „Boccaccio" spielen sollten.

Das „Haus" war ausverkauft und wir unterhielten uns eben so gut wie das Publikum, welches zum Schluß, wo die Thüren nicht mehr bewacht wurden, durch Chinesen und Indianer vermehrt wurde.

Freitag machten wir einen Ausflug nach Süden und fanden mehrere versteinerte Bäume auf einem Berge, den wir Frau Geistinger zu Ehren „Marienberg" nannten. Wir schossen dabei unsere Revolver ab. Es war dies das einzige mal, daß wir unsere Waffen benützten. Fast alle Herren der Gesellschaft hatten sich seit Beginn der Fahrt unnützer Weise mit Revolvern geschleppt. Selbst Frau Raberg hatte sich ein solches Schießeisen zu ihrem persönlichen Schutz angeschafft, aber ich glaube nicht, daß sie es je benützt hat.

Am Abend erhielten wir die Nachricht, daß ein Nothdamm hergestellt sei, worüber große Freude herrschte. Wir zogen auf die Berge, wo unser Quartett seine Lieder ertönen ließ, das mondbeschienene Thal mit dem Wohllaut deutschen Sanges füllend. Bald waren alle Passagiere und fast sämmtliche Einwohner Elko's um uns versammelt, und ein lustiges Marschlied singend, zogen wir nach dem Orte zurück.

Dort wurde ein großes Freudenfeuer angezündet, um welches Groß und Klein einen indianischen Kriegstanz mit

obligatem Kriegsgeschrei aufführte, daß die Indianer im benachbarten Lager wohl schnell nach ihren Tomahawks griffen. Als das Feuer zu erlöschen drohte, rissen Herr Junker und ein junger Amerikanter ein unbewohntes Holzhaus auseinander, von welchem nur die vordere Wand mit der Aufschrift „Bakery" übrig blieb, und nährten die Flammen.

So beschlossen wir unseren Aufenthalt in Elko, welches wir Sonnabend früh frohen Herzens verließen, um endlich ins heißersehnte Mormonenland zu gelangen. Mit großer Vorsicht fuhren wir über den neuerrichteten, höchst primitiven Damm. Rings umher boten ertrunkene Kühe und Kälber einen höchst jammervollen Anblick. Unser Train war der erste, der über den Damm gefahren war, und wurde jenseits von den östlichen Zügen mit Hurrah empfangen.

Spät Abends kamen wir nach Ogden. Wir blieben die Nacht im Waggon und fuhren am anderen Morgen nach Salt Lake City, welches wir nach zweistündiger Bahnfahrt erreichten. Der Weg führte am Salzsee entlang, durch ein schön bebautes Thal, welches von den Felskolossen der Wabash Mountains umgeben ist.

Nachdem wir den Reisestaub von uns geschüttelt und uns der indianischen Verfassung, welche der Aufenthalt in Elko uns aufgeprägt, einigermaßen entledigt hatten, eilten wir in den Mormonentempel, um dem Sonntagsgottesdienste beizuwohnen.

Der Tempel hat absolut nichts Kirchliches, weder Kreuz noch sonstige Embleme, und heißt auch „Assembly-Hall" (Versammlungshalle). An der Ostseite ist die Orgel angebracht, neben welcher der circa 80 Personen starke gemischte Chor placirt ist. Unter der Orgel, auf einer Estrade, sitzen die „Elders", von welchen gewöhnlich des Sonntags je drei über Religions- und Gemeinde-Angelegenheiten sprechen. Unter der der Estrade, auf dem Niveau des Saales, sitzen die zwölf Apostel.

Der Gottesdienst begann mit einem Chor, dem ein Gebet folgte, welches ein Apostel vorsprach. Dem folgte ein einfaches Lied, welches der Chor recht hübsch sang. Während des Liedes brachen die Apostel Brod, welches in sechs silberne Körbe vertheilt wurde.

Nach Beendigung des Liedes erhob sich ein Apostel und sprach mit emporgehobenen Armen, die Handflächen nach Außen, ein kurzes Gebet. Darauf nahmen sechs Jünglinge die Körbe und vertheilten die Brodstückchen. Während die Vertheilung geräuschlos vor sich ging, begann ein „Elder" zu sprechen. Er bewies mit Bibelsprüchen, daß die Vielweiberei erlaubt sei, daß die vielangefochtenen Erscheinungen ihrer Propheten in der biblischen Zeit nichts Ungewöhnliches waren.

Der zweite Redner knüpfte an die Debatte an, welche die sogenannte Edmundsbill in Washington hervorgerufen hatte und in welcher den Mormonen Unmoralität vorgeworfen wurde:

„Worin besteht unsere Schlechtigkeit? Etwa darin, daß wir aus einer Wüste ein Paradies schufen! Wir gaben den Verein. Staaten ein ertragsfähiges Land und ernten dafür Verfolgung. Wir sollen unsere Religion aufgeben und ihre annehmen? Wenn Eure Religion Euch die Verfolgung gebietet, dann ist sie schlechter als die unserige, dann sind wir bessere Christen als Ihr." So und ähnlich sprach der Redner, seinen hübsch vorgetragenen „Speech" mit entsprechenden Gesten begleitend. Während dieser zweiten Rede schöpften die Apostel Wasser in zwölf silbernen Kannen und nach einem abermaligen Segenspruche übernahmen zwölf junge Leute die Gefäße zur Vertheilung an die Gläubigen. Während dieser Ceremonie hörte der Redner mitten im Satze auf, um nachher dort fortzufahren, wo er unterbrochen worden war.

Der dritte Redner sprach humoristisch und die gläubige Versammlung lachte des Oeftern recht herzhaft.

Der höchst einfache, aber durchaus feierliche Gottesdienst

hatte zwei Stunden gedauert und war von circa 3000 Personen besucht. Das Auditorium bestand größtentheils aus derben Arbeitergestalten, man sah aber auch elegante Damen, sowie Arbeiterfrauen mit Säuglingen.

Am Montag spielten wir „Boccaccio" und Dienstag „Die schöne Helena" bei ausverkauftem Hause. In einer Loge sahen wir einen Mann mit vier Frauen und in einer andern eine Familie mit zwölf Kindern, deren gleichalteriges Aussehen darauf hinwies, daß sie Kinder mehrerer Mütter seien. Die „Gentiles" (Nicht-Mormonen) Salt Lake City's waren fast vollzählig im Theater. Wir waren die erste deutsche Gesellschaft, die in Salt Lake gespielt hatte.

Wir blieben auch Mittwoch in der hübschen Stadt, um alle Sehenswürdigkeiten zu sehen. Vormittags fuhren wir mit Frau Geistinger ins Tabernakel, welches bekanntlich 15,000 Personen faßt und ein Wunder der Akustik ist, da man ein leise geflüstertes Wort von einem Ende des 250 Fuß langen Saales bis zu dem anderen Ende deutlich vernehmen kann.

Unser Quartett hatte an der Orgel Aufstellung genommen und sang den „Tag des Herrn". Die Wirkung war eine überaus mächtige. Nach Beendigung des Liedes näherte sich uns ein Mann und sagte in gutem Deutsch: Ich danke Ihnen meine Herren, dieses Lied habe ich schon 18 Jahre nicht gehört, und dabei wischte er mit der Hand über die Augen. That is a German mormon, sagte unser Führer. Es soll übrigens sehr wenige deutsche Mormonen geben und die deutschen Nichtmormonen in Salt Lake City verkehren weder mit den englischen noch mit den schwedischen oder deutschen Mormonen.

Jeder Reisende, der Salt Lake City zum ersten Male sieht, ist entzückt von seiner schönen Lage, den üppigen Fruchtgärten und dem kühlenden Bergwasser, welches die schönen breiten Straßen durchfließt. Der Fremde sieht die Produkte des Mormonenfleißes, er sieht die Mormonen selbst

friedlich und leidenschaftslos ihre Pflicht thun und wundert sich darüber, daß man sie mit Gesetzen behelligt, welche sie in ihrer Lebensweise stören sollen.

Freilich hat die Medaille auch ihre Kehrseite. Ich will nicht von der Polygamie sprechen, die würde, so glaube ich, von selbst aufhören, je theurer die Lebensverhältnisse werden. Auch sollen Söhne von Polygamisten stets nur eine Frau nehmen; so sagte man uns wenigstens. Das Antipolygamie-Gesetz hat die Leute nur verbittert, und Mancher wird sich im Geheimen eine Frau mehr ansiegeln lassen, der sonst gar nicht daran gedacht hätte. Druck erzeugt Gegendruck. Daß die Leute sich nüchterner halten, als die Gentiles, rechne ich ihnen nicht als besonderes Verdienst an. Jede kleine Genossenschaft, welche sich von ihrer Umgebung angefeindet sieht, hält sich nüchtern und arbeitsam: so die Herrenhuter, die Mennoniten und schließlich auch die Juden.

Daß die Mormonen selbst im eigenen Territorium angefeindet werden, ist wahr, aber andererseits ist auch die Lage der Gentiles unter den Mormonen keine beneidenswerthe.

So klagte Frl. Billing, die Tochter des Präsidenten der "Germania Smelting Works", in dessen Hause ich einen angenehmen Abend zubrachte, bitter über das traurige Dasein in Salt Lake City. „Intelligente Familien gibt es nur sehr wenige; mit den Mormonen kann eine anständige junge Dame nicht verkehren und den Fremden, die unsere Stadt passiren, ist man ein unfreiwilliges Beobachtungsobject. So oft ich einem Fremden begegne, lese ich in seinem Gesichte die stumme Frage: ob die Dame wohl auch eine Mormonin ist? Es wäre bald nöthig, eine Tafel umzuhängen mit der Aufschrift: „Protestantisch“ ꝛc.“ Hoffentlich wird die „gentile“ Gesellschaft in Salt Lake City bald so groß sein, daß dergleichen Klagen keine Berechtigung mehr haben werden. Es wäre dies den liebenswürdigen Leuten zu wünschen.

Leider mußten wir ein Mitglied, Fräulein Spuller, welche an den Masern erkrankt war, in Salt Lake zurücklassen. Herr Direktor Amberg und Frau Geistinger versahen die junge Dame aufs Reichlichste mit Geld, Wärterin u. s. w. und wir hatten die Freude, unsere Patientin einige Tage später vollständig genesen in St. Louis zu begrüßen.

Donnerstag früh verließen wir, durch diesen Vorfall sehr niedergedrückt, die Stadt und fuhren gegen Osten. Sonntag kamen wir in St. Louis an, welches wir in seinem herrlichen Frühlingsschmucke kaum wieder erkannten. Wir spielten noch acht Tage in St. Louis und reisten am 17. nach New York.

Am 18. kamen wir in New York an, welches wir vor vier Monaten und neun Tagen verlassen hatten. Wir hatten circa 7500 Meilen durchfahren und 20 Nächte im Waggon geschlafen.



Zweiter Theil.

Saison 1882-83.





I.

Schauspieler auf der Wanderschaft.

Die schriftstellernden Schauspieler erfreuen sich in unserem Lande keiner besonderen Zuneigung. Nach den Erfahrungen der letzten Zeit kann man dies auch, weder dem schreibenden, noch dem lesenden Theil des Publikums verübeln. Im Allgemeinen (dramatische Schriftsteller ausgenommen) greift der Schauspieler zur Feder, um durch seine Schreiberei Reclame für sein schauspielerisches Wirken zu machen, oder um vermeintliche Kränkungen seitens des Publikums oder der Presse zu corrigiren. Die Ausnahmen dürften dünn genug gesäet sein. Dort wo der Zweck ein verwerflicher ist, pflegen auch die Mittel nicht besonders reinlich zu sein, und die Abneigung des Publikums wäre auch dann noch erklärlich, wenn sie sich auf die Produkte der schreibenden Schauspieler erstrecken würde, was übrigens durchaus nicht der Fall ist. Wenn ich nun erkläre, daß ich keinerlei Fehde auszufechten habe, auch keinerlei Reklame für mich zu machen beabsichtige, so hoffe ich nun, die Absolution des geehrten Publikums errungen zu haben, und will es versuchen, den Schauspieler von seiner interessantesten Seite zu zeichnen: Auf der Wanderschaft. Der Schauspieler ist unbedingt auf der Wanderschaft in seinem eigentlichen Element, und ich finde es begreiflich, daß die wandernden Bühnen

ihrer Zeit genialere Schauspieler hervorbrachten als die Gegenwart, wo der Schauspieler bald die Ruhe und Bedächtigkeit des stabilen Beamtenthums annimmt. — — Fragt man: was macht der berühmte Schauspieler X und erhält zur Antwort: er raisonnirt, so ist dies unter allen Verhältnissen richtig, denn der Schauspieler raisonnirt immer und über Alles. Er raisonnirt über seinen Direktor, Regisseur, Souffleur, über seine Kollegen, das Publikum und über die Presse.

Er raisonnirt und fühlt sich ziemlich wohl dabei. Ungemüthlich wird er erst dann, wenn er nicht raisonniren kann. Er lebt stets der Vergangenheit, die er immer herrlicher findet, als die Gegenwart. Von den Orten seines früheren Wirkens weiß er nur Schönes, von denen seines momentanen Aufenthaltes nur Unangenehmes zu erzählen. Reist er nun von Ort zu Ort, so bietet sich ihm fast täglich neue Gelegenheit zum Raisonniren; allwöchentlich kann er sagen: Ach, da war es in der letzten Stadt herrlich. Er erleichtert sein Herz und fühlt sich ganz munter. Diese schon oft gemachte Beobachtung konnte ich erneuern, als wir uns Montag, den 6. November, am Central Depot versammelten, um unter der Flagge Amberg-Geistinger die größeren Städte der Union künstlerisch zu behelligen. „Nein, diese Schlepperei.“ „Sie Herr Direktor, Sie haben mir das schlecht explicirt, ich hätte ja beinahe nicht gefunden.“ „Nein das ist schrecklich.“ „Ich reise nie wieder mit.“ „Ach diese Wagen, diese Hitze“. „Bitte, machen Sie das Fenster auf; zumachen, es zieht.“ „Aha, die Tenoristen sind schon da.“ So tönt es in den ersten Minuten wirr durcheinander.

“All on Board”, „Adieu Kinder,“ Tücherwehen, Händedrücken und unter den erhebenden Klängen unseres „Hohen Liedes“ setzt sich der Train in Bewegung. Leider kann ich den geistreichen Inhalt dieses schönen Chores nicht verrathen, nur so viel zur geneigten Orientirung, daß er mit den herrlichen

Worten: „Vorschuß“ endigt. Nach Execution des Abschiedsliedes begaben sich die Sänger von der Plattform in die Car, wo alsbald die Abschiedsschmerzen den tollen Einfällen Gustav Schultze's und Eduard Schmitz's weichen mußten. Schmitz erzählte, daß er seinen Freund Schultze bei Frau Geistinger, welche Letzterem freundlicher zugelächelt hätte als ihm, ausstechen wollte und wie er, nachdem kostbare Geschenke, als ein Hampelmann und eine Gummipuppe nicht wirkten, nur mehr im Frack und weißer Kravatte zur Probe kam, um durch elegante Erscheinung zu fesseln. Da hörte man ein schwach verhaltenes, schmerzliches Schluchzen. Im Nu verstummte das heillose Gelächter. Eine Mutter weinte in ihrem heiligsten Schmerz; der Abschied von ihrem kaum sechs Monate alten einzigen Kinde erpreßte ihr heiße Thränen. „Emma“, ruft Schulze, ein alter College von Frau Klein-Seebold, „weine nicht. Es hilft doch nichts. Sieh, ich habe auch so en fünf Puselkens zu Hause, in Deutschland. Die paar Monate sind bald vorüber, dann kommen wir wieder zu unseren Kindern und dann kommt mein ältester Junge nach Amerika und heiratget Deine Tochter“. Ein schwacher Lachversuch schimmert über das verweinte Gesicht und in kurzer Zeit ist auch Emma Seebold dem tiefsten Schmerz entrissen und betrachtet die reizende Scenerie am Hudson entlang. Hell strahlte die Sonne, als wir an Sing Sing vorbeifuhren und mit Schaudern an die Unglücklichen dachten, die in den düsteren Mauern weilen mußten, während draußen die Welt im herrlichsten Herbstschmuck prangte. Doch wie lange währt eine sentimentale Regung bei dem leichtlebigen Bühnenvölkchen? Wenige Minuten nachdem wir Sing Sing passirt hatten, benutzten dies die beiden Komiker Link und Junker zu einem prächtigen Spaße. Auf der Plattform näherte sich ihnen ein biederer Farmer und sagte, sie kämen ihm so bekannt vor; er müßte die Herren schon irgendwo gesehen haben. „Gewiß“, entgegneten

diese, „wir waren ja zusammen in Sing Sing". Der gute Mann wird zuerst verlegen und schließlich grob. Die beiden Spaßmacher lassen sich nicht aus dem Concept bringen und berufen sich gegenseitig als Zeugen, daß sie mit dem Herrn in Sing Sing gewesen sind. Als dieser endlich anfing, ungemüthlich zu werden, klärten sie ihm unter allgemeinem Gelächter das Mißverständniß auf. Gegen Mittag sahen wir am rechten Hudsonufer Albany, welches, mit seinem Alles überragenden Kapitol einen hübschen Eindruck machte. In wenigen Minuten hatten wir die Brücke passirt und verließen unseren Waggon, um uns für drei Tage in Albany heimisch zu machen. Die verschiedenen Lebensgewohnheiten der Mitglieder, sowie der Umstand, daß nur wenige Hotels leicht 60—70 Zimmer frei haben, bedingt eine Theilung der Gesellschaft, welche sofort Unzufriedenheit erregt. „Bitte, Herr Direktor, ich möchte gern mit Frl. S. zusammen wohnen", ruft eine junge Sängerin. „Ja, warum wohnt nicht mein Sohn bei mir", schreit die komische Alte. „Aber meine Herrschaften", entgegnete der Direktor, „ich kann doch auf solche Lappalien keine Rücksicht nehmen". Eine volle Stunde mußte der arme Mann Reklamationen anhören. Dem Einen ist das Zimmer zu klein, dem Zweiten zu finster, dem Dritten zu zugig und erst, nachdem mehrere Mitglieder umquartirt worden, beschwichtigten sich die aufgeregten Gemüther. Die Mehrzahl der Mitglieder wohnt in einem großen amerikanischen Hotel, wo es für Diejenigen, welche die erste Saison in Amerika zubringen, allerlei zu sehen und zu staunen gibt. Außer den großen Parlors und den anderen Räumlichkeiten, die zur Verfügung des Publikums stehen, sind es namentlich die „Waiters", lauter echtfarbige Nigger, welche das Erstaunen der Neulinge hervorrufen. Die schwarzen Schelme merken denn auch, welchen Effekt sie machen, und kokettiren mit ihren Elfenbeingebissen. Nicht gering war das Erstaunen und die Freude von Frl. Schatz, Herrn Schütz

und Herrn Schulze (alle drei echte Hamburger Kinder), als ein colorirter Gentleman einige plattdeutsche Worte repetirte, die er, Gott weiß wo, aufgegabelt hatte. Die übrigen Passagiere betrachteten mit Verwunderung das lustige Völkchen, welches sich wenig an die anglikanisch steife Hausordnung kehrte und lachte und tollte, daß die weißgetünchten Wände vor Entrüstung zu wackeln schienen.

Nachdem unser sterbliches Ich restaurirt war, besahen wir uns die freundliche Stadt und das neue Kapitol. Obwohl dieses gewaltige Gebäude noch lange nicht fertig ist, so macht es doch schon heute einen imposanten Eindruck. Was die innere Ausstattung anbelangt, so dürfte es in Europa wenige gesetzgebende Körperschaften geben, welche ein solches Heim besitzen. Der Senat-Saal mit seinem prächtigen Ensemble von Marmor, Granit, Onyx und Eichengetäfel gehört zu dem Schönsten, was man in diesem Genre sehen kann. Doch die Zeit rückt vor und die Pflicht ruft. Man eilt ins Theater, wo der Regisseur eben einen Arbeiter auszankte, der auf der Bühne rauchte. Es ist dies eine nicht gering zu rügende und allgemein verbreitete Leichtfertigkeit der amerikanischen Theater-Arbeiter, die es wunderbar erscheinen läßt, wenn nicht täglich ein Theater brennt. Das dritte Zeichen ertönt, der Vorhang geht hoch und Beifallssalven lohnen die mitwirkenden Künstler, Frau Geistinger an der Spitze, für ihre bekannten Leistungen im „Boccaccio.“

II.

Kleine Leiden und Freuden wandernder Schauspieler.

1.

Wie es dickleibige Monographien mikroskopischer Thierchen gibt, welche in ihrer Unscheinbarkeit dem Laien nicht beachtenswerth erscheinen, während sie dem Fachmann als Glied der organischen Welt gleich wichtig sind, wie die größten Exemplare der Fauna, so hoffe auch ich, daß die Beschreibung unserer kleinen Leiden und Freuden, wenn auch kein intensiveres Interesse erregend, doch dem künftigen Historiographen der amerikanisch-deutschen Bühne einen nicht unwichtigen Beitrag liefern und dem Ausländer ein klares Bild der Bühnenverhältnisse im Lande geben wird, welche nicht ganz so glänzend sind, wie sie vielleicht von unseren geschäftseifrigen Bühnenleitern in Europa dargestellt werden, aber auch nicht ganz so schlimm, als sie in Herrn Haase's ungeschminkten Briefen geschildert wurden.

Nach jenen Schilderungen schien das deutsche Theaterpublikum außerhalb New York's aus halbbesoffenen Erwachsenen und weinenden Babys zu bestehen, und wenngleich zugegeben werden muß, daß der Durchschnittsbildungsgrad und die namentlich durch die amerikanische Comödie verderbte Geschmacksrichtung noch Manches zu wünschen übrig läßt, so findet man doch bedeutende und hochintelligente Deutsche, während das Gros des Publikums durch wahrhaften Enthusiasmus etwaigen Mangel an Verständniß zu ersetzen sucht.

Welche schlichte und darum um so erhebendere Huldigung liegt nicht in den Serenaden, welche Frau Geistinger in Rochester und Buffalo dargebracht wurden.

Wir hatten auf dem Wege von Albany nach Rochester einen Abend in Syracuse vor einem fast ausschließlich englischen Publikum gespielt und freuten uns, in Rochester wieder vor Deutschen zu spielen, welche jedes Scherzwort und jede Pointe nach Gebühr würdigen konnten und sich nicht wie die Englisch-Amerikaner nur an den Gesang halten mußten. Nach der Vorstellung ertönte vor dem Hotel deutscher Chorgesang. Zwei Gesangvereine begrüßten die Landsmännin in echt deutscher Weise und Frau Geistinger dankte in einfachen, aber warm empfundenen Worten für die freudige Ueberraschung.

Am andern Tag besahen wir, geführt von Herrn Künzel vom Rochester Beobachter, die Sehenswürdigkeiten Rochesters und den lieblichen Genessee-Fall.

In Buffalo, wohin wir nach dreitägigem Aufenthalt in Rochester reisten, wurde Frau Geistinger abermals durch eine Serenade überrascht und zwar in des Wortes vollstem Sinne, denn als die Sänger ihr Lied anstimmten, saß Frau Geistinger bei einem höchst frugalen Abendbrod, bestehend aus warmer Wurst und Brod.

Ich würde dieses geringfügigen Umstandes nicht erwähnen, wenn er nicht so bezeichnend für das amerikanische Hotelwesen wäre. Frau Geistinger, die gefeierte, verwöhnte Künstlerin, die Schloßfrau von Rastenfeld, kann in keinem amerikanischen Hotel nach der Vorstellung, also zur Zeit, wo der Künstler einer Stärkung am bedürftigsten ist, ein warmes Abendbrod bekommen. Drei Mal des Tages, um die bestimmte Stunde, wird im Diningroom ein reichhaltiges Mahl servirt. Wer auf seinem Zimmer essen will, bezahlt dafür extra und wer außer der bestimmten Zeit essen möchte, darf bieten so viel er will, er bekommt N i ch t s.

Frau Geistinger läßt sich in bekannter Energie von dergleichen Unliebsamkeiten nicht weiter anfechten, und so ließ sie sich an jenem Abend die Wurst recht gut schmecken, währenddem

eine Anzahl hochachtbarer Bürger der gefeierten Künstlerin in ihrer Weise huldigten. Als die Wurst verzehrt und das Lied beendet war, trat Frau Geistinger aus ihrem Boudoir und unterhielt sich mit den liebenswürdigen Sängern, welche wohl schwerlich ahnten, in welchem Genuß sie Frau Geistinger gestört hatten.

Das acht Tage währende, von Tag zu Tag erfolgreichere Gastspiel bot noch ein interessantes Intermezzo. Frl. Seebold wurde leider unwohl und war außer Stande, die Parthie der Lydia in Fatinitza zu singen, welche Operette hätte verschoben werden müssen, wenn nicht Frau Custer-Schwabe, als Fräulein Custer ein beliebtes Mitglied des Thalia-Theaters, in liebenswürdigster Weise in die Bresche gesprungen wäre. Frau Custer-Schwabe, welche nun schon durch drei Jahre in Buffalo, fern dem Geräusch der Bühnenwelt, in glücklicher Ehe lebt, sang die Parthie mit solcher Verve und Frische, als ob sie Tags zuvor die Bühne verlassen hätte.

Der letzte Tag unseres Aufenthaltes wurde zu einem Ausflug nach den Niagara-Fällen benutzt. Man erzählte uns von fabelhaften Eisbergen und nordpolarischer Kälte, welche unserer an den Fällen harren sollte, aber nur wenige Mitglieder ließen sich dadurch abschrecke1.

Während der Fahrt war der Himmel bewölkt und erst als wir der Fälle ansichtig wurden, brach die Sonne durch und durchglühte die tosenden Wässer in den herrlichsten Farben. Auf der canadischen Seite trat ein herrlicher Regenbogen aus der Wasserstaubwolke und wir eilten auch bald über die Drahtseilbrücke dem Hufeisenfall zu, um an der bekannten Stelle unter dem Fall stehen zu können.

Wir wurden zu unserem Ergötzen in eine unförmliche Waterproof-Kleidung gesteckt und marschirten nun die Treppe hinunter den tosenden Wässern entgegen.

Für eines unserer Mitglieder war leider keine passende

Schutzkleidung aufzubringen gewesen: es war das Pittel, der Darsteller des Bettelhundes in „Boccaccio“. Pittel ist nun schon an die zwei Jahre Mitglied unserer Gesellschaft. Er bereiste die Vereinigten Staaten von der atlantischen bis zur pacifischen Küste, er beroch in Salt Lake die Mormonenhunde und trank in Elko (Nevada) mit den Indianern aus einer Schüssel und sollte nun folgerichtig auch unter die Fälle.

Als wir unten angekommen, befangen von dem unsagbar imposanten Anblick, den schmalen Steg entlang wandelten, hörten wir plötzlich kläglich winseln. Pittel hatte bei dem Donner des Falles die Courage verloren und drängte zurück, was eine ziemlich kritische Situation auf dem schmalen Felssteig hervorbrachte.

Wir schritten über das heulende Thier hinweg und folgten dem Führer, trotzdem wir vom Wasser tüchtig bespült wurden. Doch das Beispiel unseres feigen Vierfüßlers schien ansteckend gewirkt zu haben, denn schließlich war ich der Einzige, der mit dem Führer durch den Wasserschwall schritt.

Die Sache sah auch ziemlich bedenklich aus. Der Weg führte über eine natürliche Steintreppe, welche aber mit Eis überzogen war, so daß ich mich nur rutschend und vom Führer gezogen weiter bewegen konnte. Der Mann war ordentlich stolz, Jemanden an diese wahrscheinlich nicht oft betretene Stelle führen zu können, und als wir auf der letzten zugänglichen Stelle, einer kleinen Plattform, standen: über uns den tosenden Fall, unter uns den undurchdringlichen Brodem, die Luft und der Felsen, an dem wir lehnten, erschüttert von dem Toben der Gewässer, da sagte er mit einem gewissen Stolze: „That is Niagarafalls.“

Nachdem noch Three Sisters Island, die brennende Quelle und die Wirbel besichtigt waren, eilten wir, ganz betäubt von den gewaltigen Eindrücken, unserem provisorischen Heim zu. Unglaublich stille war es auf diesem Heimwege, unseren

gediegensten Spaßmachern war es ernst und feierlich zu Muthe.

Am nächsten Morgen zogen wir wieder mit Sack und Pack aus Buffalo weiter nach Westen. In Erie spielten wir zwei Mal und in Sandusky ein Mal vor vollen Häusern.

In Toledo, wo wir am 23. ankamen und vier Tage spielten, wurde uns das gewohnte Glück untreu. Die größte Schuld daran trug ein Unwohlsein der Frau Geistinger, welches sie durch zwei Abende am Auftreten hinderte. Ein unhöflicher Hotelwirth und schlechte Garderobenräume, dieses Erbübel aller amerikanischen Theater, verschlimmerten den ohnehin nicht sehr günstigen Eindruck und frohen Herzens sagte man Toledo Lebewohl.

Von unserem herzlichen Empfange in Detroit, wo wir schon im Vorjahr eine glänzende Aufnahme gefunden hatten, berichte ich ein anderes mal.

2.

Buffalo, und Cleveland am Eriesee, Detroit am Ausfluß des Michigansees, Chicago und Milwaukee am Michigansee sind die hübschesten Binnenstädte in den Ver. St. Vom Wasser her weht eine erfrischende Luft, welche den Städten einen eigenen freundlichen Character verleiht.

Detroit hatte für uns noch das Angenehme, daß wir uns im Vorjahr dort viele Freunde erworben hatten, welche uns nun in den Mußestunden, wie auf der Bühne außerordentlich liebenswürdig entgegen kamen. Wir waren in zwei deutsche Hotels, Spahr und Eriksen vertheilt, und verbrachten manch schönen Abend im Verein mit den liebenswürdigen Detroitern.

Herr Binder, Redacteur der Abend-Post, ein Landsmann, erzählte viel von seinen Erfahrungen in Amerika und ließ sich gern von dem neuen Wien erzählen. Im Hause des Herrn

Diedrich lernten wir guten amerikanischen Wein kennen, welchen derselbe auf dem Weingute „Diedrichstein" zieht, während die Töchter des Hauses, welche im Leipziger Conservatorium musikalische Studien gemacht hatten, aus Beethoven oder Wagner vorspielten.

Es war gewöhnlich ziemlich früh, wenn wir zu Bette gingen. Eines Morgens wurden wir durch Chorgesang geweckt. Die Herren vom Chor brachten unserm Kollegen Schütz ein Geburtstagsständchen. Herr Schütz rächte sich für diese Störung, indem er einige Faß Bier auffahren ließ, welche es den Sängern unmöglich machten, am andern Morgen eben so früh aufzustehen.

Unsere Vorstellungen waren überfüllt und Frau Geistinger sang wieder frisch und munter. Am ersten Abend, wir spielten die Suppé'sche Operette Juanita, sollte Frau Geistinger, wie vorgeschrieben, vor ihrem Auftreten, hinter der Scene lachen. Statt des Lachens entrang sich der noch immer wunden Kehle ein krampfhaftes Husten. Erschreckt eilten die Nahestehenden herbei, Frau Geistinger wehrt mit einem freundlichen: na, na, es geht schon, ab, und nach einigen Secunden eilte sie als froher ausgelassener Cadet auf die Scene, der mit seinen tollen Streichen den ganzen Abend hindurch das Publikum in Athem hielt.

Es liegt eine solch phänomenale Ausdauer in dieser Frau, deren Körper vollständig ihrem willensstarken Geiste unterthan ist, daß wir jüngeren Kräfte zu ihr emporschauen, wie zu einer übernatürlichen Erscheinung. Sie singt achtmal, neunmal, ja sogar zehnmal in einer Woche, während die andern Mitglieder doch in einem oder dem andern Stücke frei sind oder doch nur eine kleinere Rolle spielen. Wenn Alles von der Fahrt oder einer schweren Comödie ermattet zusammen sinkt, steht sie aufrecht und ermuntert die Müden durch Scherz und Witz. Sie ist die fleißigste und gewissenhafteste Künstlerin, die je auf den Brettern gestanden hat.

Nur zu bald waren die acht Tage unseres Aufenthalts vorüber. Wir wanderten noch einmal durch die hübschen Straßen an der schönen Cityhall vorüber hinaus nach dem St. Clair Lake und zogen schweren Herzens von Detroit nach Cleveland.

Wie ich schon oben erwähnte, gehört Cleveland zu den hübschesten Städten und selbst das häßliche Wetter konnte diesen Eindruck nicht stören. Die Euclide Avenue z. B. ist eine Prachtstraße.

Dennoch konnten wir in Cleveland nicht recht froh werden. Schon unser Entrée war recht unangenehm. Wir kamen ins Hotel und bemerkten an einer Zimmerwand, oberhalb des Bettes die Leichen einiger sechsfüßigen Thierchen, welche lebendig eine unangenehme Bettnachbarschaft abgeben und auch noch nach ihrem Tode in schlechtem Geruche stehen.

Frl. Münk und Frl. Schatz untersuchten sofort das Innere der Schlafmöbel und erzählten händeringend und schluchzend das gräuliche Resultat der Untersuchung.

A ganze Massa san drin, schluchzte Frl. Münk.

So jroß wie die Schildkröten, setzte Frl. Schatz hinzu.

Kurz resolvirt packten wir unsere Habseligkeiten wieder zusammen und zogen ein Häuschen weiter. Voran marschirte stolz Gustav Schulz, den Schlafrock über den Arm, hinterdrein ein Kollege mit einem Kuchen, den ihm Freunde in Detroit backen ließen und der noch immer weinenden Frl. Münk folgte Frl. Schatz mit Pittel, welcher drohend sein linkes Hinterbein gegen das gaffende Hotelpersonal erhob.

Wir hatten bald anderweitig Unterkunft gefunden, aber das Schicksal hatte sich nun einmal gegen uns verschworen. Auch im zweiten Hotel sollten wir keine Ruhe finden. Mitten in der Nacht pochte es an unseren Thüren und Frau Habrich, unsere komische Alte, schrie: macht auf, sonst erstickt ihr. Wir überzeugten uns nur zu bald, wie sehr recht sie hatte, denn die

ganze Etage war voll Rauch, welcher uns alle zu ersticken drohte.

Wir flüchteten in die untere Etage, währenddem man oben die Ursache des Rauches suchte. Man fand sie auch bald in einem gesprengten Abzugsrohr. Frau Habrich war nicht wenig stolz auf ihr Rettungswerk und tagelang betrachtete sie uns mit einem Ausdruck zärtlichster mütterlicher Sorgfalt.

Das Schauspielervölkchen ist gewöhnt Allem, selbst dem Ernstesten, eine komische Seite abzugewinnen, und so gab uns denn auch die drohende Erstickungsgefahr tagelang Stoff zum Lachen. Man kritisirte die Toiletten, in denen man dem Rauch entronnen war und die in der That an Abenteuerlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Der Eine hatte den Ueberrock übergeworfen und ohne Hut und Schuh das Weite gesucht, der Andere hatte einen Hut aber keinen Rock und die Damen — — — doch nein, seien wir diskret.

Cleveland schien unerschöpflich in Unannehmlichkeiten für uns. Die Garderoben, welche in den meisten amerikanischen Theatern unleidlich sind, waren hier Marterkammern. Herr Sonntag klagte in seinem bekannten Buche: Vom Nachtwächter bis zum türkischen Kaiser, über die Garderoben der europäischen Theater und nicht ganz mit Unrecht. Hätte er aber sein Buch geschrieben, nachdem er in Amerika war, ich glaube, er hätte den europäischen Theater-Architekten eine Dankeshymne gewidmet. Es giebt in Amerika wenige ständige Theatergesellschaften, ich glaube kaum 20; demgemäß haben Theaterangehörige gar keinen Einfluß auf die Gestalt des Theaters. Ein Theater ist so gut Speculationsbau wie ein Speicher, das heißt, der Besitzer will Geld damit machen und spart mit dem theuren Bauplatz so viel als möglich. Im Innern, im Zuschauerraum herrscht oft fürstlicher Luxus, aber die Bühnenräume sind das Gräulichste, was man sich vorstellen kann. Die Garderoben sind entweder über oder unter der Bühne, das

heißt, entweder am Schnürboden oder in der Versenkung. In Räumen, in die nie Luft oder Licht direkt gelangen kann, muß der Schauspieler oft qualvolle Stunden verleben. Was liegt dem Theaterbesitzer daran! Woche um Woche ist eine andere Gesellschaft da und er erhält bis zu 35 Prozent der Bruttoeinnahme.

So verlebten wir, trotz der guten Geschäfte, eine unangenehme Woche in Cleveland und noch bei der Abreise mußten wie eine große Unannehmlichkeit durchmachen.

Während der Fahrt nach dem Bahnhofe um 12 Uhr nachts, erklärte uns der Kutscher nicht weiter fahren zu können, des Glatteises wegen. Wir standen nun mitten in der Nacht auf einem vollständig mit Eis bedecktem Berge, an dessen Fuße wir das Depot liegen sahen.

Das Eis war spiegelglatt und wir standen rathlos auf dem Berge. Einige Herren versuchten aus ihrem Handgepäck Fahrzeuge herzustellen, und sie rutschten auch glücklich hinunter. Die Damen jedoch brachten wir nur mit schwerer Mühe und nicht ohne einige Male hinzufallen, nach dem Train.

Der ganze Berg war mit Handgepäck übersäet, welches später eingesammelt wurde. Noch vielem Ach und Wehe waren Alle im Train versammelt, die Gepäckstücke zu Stande gebracht, Herr Amberg zählte die Häupter seiner Lieben und gab das Signal zur Abfahrt.

3.

Wir fuhren in einem Extratrain und kamen am Montag nach 16stündiger Fahrt in Milwaukee an.

Milwaukee ist eine kerndeutsche Stadt, mit kaum einem Viertel englischer Bevölkerung. Als ich einst auf der Straße einen Jungen fragte: where is the Grand Opera House? da entgegnete er ganz erstaunt: Sie sind wohl fremd hier.

Mit dieser Stadt ist es uns stets eigenthümlich gegangen. So oft wir mit Jemandem von Milwaukee sprachen, vermuthete er, daß wir dort ausverkaufte Häuser gemacht hätten. Dieß war aber nicht der Fall. Im Gegentheil, sowohl wir, als auch Herr Haase, die Operettengesellschaft des Thalia-Theaters, Herr Barnay und Frau Gallmeyer haben hier ziemlich mäßige Geschäfte gemacht. Es ist dies in der That erstaunlich, wenn man bedenkt, daß in Milwaukee, einer Stadt von 120,000 Einwohner, über 80,000 Deutsche leben. Bevor ich an die Erklärung dieser Thatsache gehe, muß ich eines interessanten Umstandes erwähnen.

Die Milwaukeer lassen sich gerne Deutsch-Athener nennen! Ich weiß nicht, ob dieser Name aus einer schöneren Periode Milwaukee's stammt, wo Balatka (ein Böhme) noch das musikalische Scepter führte, und wo auch noch anderes geistiges Leben sich bedeutender regte, aber heute fehlt jede Berechtigung zu diesem Namen.

Die Stadt ist reizend am Michigansee gelegen und hat nebst mehreren Stylmonstra auch allerliebste Wohnhäuser aufzuweisen. Namentlich die Straßen am See sind sehr hübsch. Dabei aber hat Milwaukee nicht ein einziges monumentales Gebäude, welches auch nur nennenswerth erschiene. Während z. B. St. Louis in den beiden v. Miller'schen Standbildern Shakespeare's und Humboldt's schöne, ja auserlesene Kunstwerke besitzt, hat Milwaukee-Athen dagegen nicht einmal ein mäßiges Erzbild aufzuweisen.

Nun, wenn Milwaukee keinen Perikles, keinen Praxiteles oder Phidias besitzt, vielleicht hat es einen Sokrates, Sophocles oder Aeschylos?

Allerdings, wenn man die Kleinheit des Michigansee's im Verhältniß zum ägäischen Meere in Betracht zieht, kann man etwas Aehnliches anführen. Milwaukee hat zu jeder Zeit einige talentirte Männer und Frauen besessen, welche hübsche

Gedichte oder Theaterstücke geschrieben haben. Aber selbst, wenn es auch nicht schwer wäre, eine geistreiche Frau für die Rolle der Aspasia zu gewinnen, so würde immer das Nöthigste fehlen, um mit einigermaßen Glück Athen zu copiren — — das athenische Volk, das heißt Publikum, das mit Lust und Liebe Kunstgenüsse entgegen nimmt.

Dabei hat Milwaukee eine große Menge hochintelligenter Menschen, welche die Kunst lieben und ihr auch Opfer bringen, aber das sind die Fettaugen auf der Brühe, während die Masse theilnahmslos an allen höheren Bestrebungen vorbeigeht. Man denke, eine Stadt von über 80,000 Deutschen, ist nicht im Stande, ein kleines, bescheidenes Stadttheaterchen zu erhalten. Wohl fanden sich einige wackere Bürger, welche den Fortbestand des Theaters garantirten, aber die Menge bleibt theilnahmslos nach wie vor.

Trotzdem die Leute ihr eigenes, recht gutes Theater im Stiche lassen und lieber in die Turnhallen gehen, wo für 25 Cents eine schlechte Comödie und gutes Bier verzapft wird, sind sie von einer unglaublichen Prätension den fremden Künstlern gegenüber. Dort, wo die Milwaukeer Presse voll Lob und Enthusiasmus war, hatten die guten Michigan-Athener nur ein bedauerndes Achselzucken und die Bemerkung: Das haben wir in unserm Theater gerade so gut. Aber dabei lassen sie ihr Theater zu Grunde gehen.

Die oben erwähnten Turnhallen tragen viel Schuld an diesem Uebel. Früher, als ein regelmäßiges deutsches Theater in Amerika nicht existirte, waren die Turnhallen der beste Ort für die Pflege der dramatischen Kunst, ebenso wie die Turngemeinden den Brennpunkt des geistigen Lebens bildeten. Heute sind die Städte herangewachsen und die besser situirten Deutschen in andere, schönere Stadttheile gezogen, so daß ein Theater in diesen Hallen nur einem kleinen Theil der Einwohner zugänglich bleibt. Die Turngemeinde, namentlich aber die Bier-

wirthe in den Hallen, wollen das Ergebniß des Theaters nicht missen und spielen weiter: schlecht — — aber billig und ziehen das genügsame Publikum an. Wagt es nun ein Theaterdirektor dem besseren Theile des Publikums ein Theater zu gründen, so muß er auf die große Masse verzichten und damit auf einen wichtigen Theil der Einnahme.

So zehren die Turngemeinden, sonst ein Segen für das Deutschthum, an der Entwickelung des deutschen Theaters. In Milwaukee wird außer dem Stadttheater noch in zwei Turnvereinen gespielt, daß heißt regulär, denn sonst hat noch jeder Gesangverein, jeder Club, seine dramatische Section, in der gemimt wird. Diese scharfen Spieler, sowie deren Vettern und Basen sind es, welche behaupten: Das haben wir hier grade so gut, und sie meinen stets sich oder ihre Freunde, welche alle Haase's, Geistinger's und Barnay's sind.

Doch dieser Vorwurf trifft nicht nur Milwaukee allein. Die Zahl der deutschen Theater ist eine unglaublich kleine im Verhältniß zu der Anzahl Deutscher in den Vereinigten Staaten. Außer den New Yorker Theatern sind noch zu nennen: San Francisco, Directrice Genee; Chicago, Direction Isenstein und Milwaukee, Stadttheater. Gespielt wird noch in St. Louis, Apollotheater, welches einzelne gute Schauspieler besitzt; ebenso in Omaha, Davenport und Kansas City, wo Schauspieler mit Dilettanten zusammen spielen. Dasselbe gilt von den zwei Turnhallen-Theatern in Chicago.

In Buffalo hörte Direktor Heinemann auf und ging als Schauspieler nach Philadelphia, wo die Direction des Thaliatheaters in New York vergebens versucht hatte, die Theaterlust zu wecken. In Cincinnati versuchte Director Colmer, früher in Milwaukee, sein Glück. Alle diese Theater, mit Ausnahme von San Francisco und Milwaukee, welche zweimal wöchentlich spielen, geben nur Sonntags-Vorstellungen. Wahrhaftig ein höchst trauriges Ergebniß. Und wenn auch die gesammte

deutsche Presse mit seltenem Eifer für das Theater ins Feuer geht, es ist nur wenig Hoffnung für die Zukunft des deutschen Theaters in Amerika, mit Ausnahme New Yorks. Der Eifer der Presse für das Theater ist begreiflich, denn die Frage des deutschen Theaters ist innig verbunden mit der Zukunft des Deutschthums im Allgemeinen. Abgesehen davon sind unter den vornehmsten Kunstkritikern ehemalige Theaterangehörige, so Johannes Rittig von der New Yorker Staatszeitung, Helene v. Racowitza, Pelterson in Cincinnati und Andere.



III.

Eine Fahrt ins Land, wo die Orangen blüh'n.

Der Uebergang vom strengen Winter zum Frühling bildet den angenehmsten Zeitabschnitt des Jahres. Mit Freuden begrüßt man die ersten sprossenden Gräser. Die schüchternen Frühlingsblüthen und die unbedeutendsten Blümchen, die man in den vollblühenden Fluren kaum beachtet, werden gesucht und bewundert. Bei einer Fahrt vom kalten Norden in südliche Regionen empfindet man in wenigen Tagen, oft in wenigen Stunden die ganze Seligkeit eines vollen Lenzes. Daher sind wir Nordländer solchen Fahrten mit kindischer Freude zugethan und wir freuen uns, wenn wir den Schnee hinter uns haben, eines jeden Grashalmes, bis uns auch dieser ewige Frühling zur Gewohnheit wird, was freilich erst nach einigen selten schönen Tagen der Fall zu sein pflegt, die man wie im Haschischrausch verlebt.

Zum dritten Male habe ich diesen plötzlichen Uebergang miterlebt: das eine Mal von Tirol über den Brenner nach Italien, das zweite Mal über die Sierra Nevada nach Californien, und nun durch das flache Land vom Michigansee nach der Mündung des Mississippi.

Eine grimmige Kälte herrschte im Norden und tiefer Schnee lag in den Straßen, als wir am 21. Dezember Milwaukee verließen, und kalt war es auch noch in Kairo, wo wir den Ohio gerade bei seiner Mündung in den Mississippi auf einer Fähre übersetzten. Noch Morgens, den 23., wurden viele Scherze über die Veilchen gemacht, die wir uns an die Nasen

froren, aber der Spott wich bald der ungeheucheltsten Bewunderung. Im Laufe des Morgens kamen wir durch dichte Urwälder oder besser Ursümpfe und schöngeformte Cedern, Sycamoren, Magnolien, Fächerpalmen und Schlingpflanzen in mannigfachsten Gruppen erregten unser Staunen. Später gewahrten wir Bäume, welche vollständig mit hängenden Moosen umkleidet waren, was der Scenerie etwas ungemein Groteskes verlieh. Doch merkwürdig, so interessant die Scenerie war, so ungemein fesselnde Waldbilder an uns vorüber flogen, so heiter lachend wir den Frühling nach überstandener Kälte begrüßten, so wonnig auch die Sonne leuchtete, es lag eine gewisse Beängstigung in dem Gedanken, daß diese herrlichen Naturbilder die Brutstätte eines gräßlichen Landübels, des gelben Fiebers sind. Noch niederdrückender als der Gedanke an diese häßliche Krankheit wirkt ein anderes sichtbares Landübel: der Verfall. Fast alle Theile der Vereinigten Staaten habe ich durchreist und überall reges Arbeiten und demzufolge Blühen und Gedeihen bemerkt. Hier zum ersten Male konnte ich den Verfall, die Nachlässigkeit beobachten. Kleine, schmutzige, halbzerfallene Holzhütten, von verlumpten Niggern bewohnt, schlecht gepflegte Mais- und Baumwollfelder waren die einzigen Zeichen des Lebens und der Kultur, die wir beobachten konnten. Wir sahen auch viele verlassene Pflanzungen und zerstörte Hütten, von denen manche des sumpfigen Untergrundes wegen auf Pfählen standen: moderne Pfahlbauten.

Doch die herrlich gestalteten Pflanzengruppen, die seltenen, bizarren Formationen, die fast tropische Ueppigkeit lassen bald keine Reflexion mehr aufkommen. Immer üppigere, immer herrlichere Bilder ziehen an unserem Auge vorüber: Schlingpflanzen winden sich von Baum zu Baum, von Busch zu Busch, hunderte von Pflanzen zu einem kolossalen Gewächs vereinigend; tausende von Fächerpalmen und Wasserlilien bedecken den Boden der Sümpfe, welche von zahlreichen seltenen

Vögeln umflattert werden. Doch was blinkt jetzt durch die Zweige? Ist's Wirklichkeit? Unmöglich. Fata morgana, du herrliches Bild des Orients, sei uns gegrüßt! Rechts und links widerstrahlen lachende Wasser die herrliche Sonne; im Osten glänzen hellbeschienene Segel, im Vordergrunde leuchten glühende Orangen aus tiefdunklem Laub. Wir schweben über dem Wasser und von Gesicht zu Gesicht erstrahlt eine verklärende Freude. Doch es ist keine Täuschung, es ist Wirklichkeit, wir durchfahren den Lake Pontchartrain und nun auf festem Lande sehen wir zu allen Seiten des Geleises fruchtbehangene Orangenbäume. Die Car war auf den verschiedenen Stationen mit Sycamoren und Palmzweigen geschmückt worden, welche waghalsige Collegen aus dem Sumpfe holten, und nun ging der Wunsch der Damen dahin, recht bald Orangen pflücken zu können. Wir mußten sie auf New Orleans vertrösten, wo wir um 1 Uhr Mittags ankamen.

Der erste Eindruck, den die Stadt machte, war ein häßlicher, schmutziger. New Orleans ist keine amerikanische, sondern eine kosmopolitische Stadt. Der fußtiefe Koth ist russisch, die Liederlichkeit orientalisch, die Küche französisch und die Faullenzerei neapolitanisch. Wenn die Stadt dennoch von vielen tausenden Vergnügungsreisenden besucht wird, so verdankt sie dies außer den Mardi-Gras Festlichkeiten dem selten schönen Klima und der interessanten Umgebung. Doch auch die Stadt selbst bietet anziehende Bilder, wenn auch nur tageweise, etwa wie eine alternde Coquette, die noch hie und da einen schönen Tag hat, währenddem ihre schlechten Tage sie wie eine ungeschminkte alte Cocotte erscheinen lassen. Einst „before the wah“ muß New Orleans eine herrliche Stadt gewesen sein, dies beweisen noch die „beau rest's“. So z. B. sucht die Canal Street, der Anlage nach, ihres Gleichen in den Vereinigten Staaten. Freilich läßt der Graswuchs inmitten dieser Straße kaum vermuthen, daß sie sich an lebhaftem Ver-

kehr und Eleganz mit den Pariser Boulevards messen konnte. An dem einen, den Friedhöfen und dem Lake Pontchartrain zulaufenden Ende, weiden die Kühe und an der dem Mississippi zugeneigten Seite kauern Gruppen von spielenden Niggern, welche warten, bis ein baumwollbeladenes Fahrzeug den Strom herabkommt und ihnen Arbeit für einige Tage liefert.

Um die Baumwolle dreht sich in New Orleans das ganze Leben. Das ganze Jahr hindurch ist die Stadt todt und müssig, erst die Baumwollernte bringt Leben, Arbeit und Bewegung in die todte Masse. Freilich wird der große Verdienst der Arbeitssaison, Verlader von Baumwolle z. B. verdienen bis zu 5 Dollars den Tag, oft in einer einzigen Nacht in den zahlreichen öffentlichen Spielhäusern verloren, ländlich — schändlich. Doch diese hier niedergelegte Meinung konnte ich mir erst im Laufe unseres 15-tägigen Aufenthaltes bilden und ich unterbreche daher diese Auslassungen und kehre ordnungsgemäß zum Anfang, zu den ersten Tagen unseres Aufenthaltes zurück.

Wir spielten am 24. Dezember, also am Christabend, zum ersten Male. Der künstlerische Erfolg war der denkbar großartigste, mit dem jedoch der materielle nicht gleichen Schritt hielt. Die Gründe dafür sind mannigfach: erstens hat New Orleans nicht genug Theaterpublikum, um durch 20 Vorstellungen ein großes Haus wie das St.Charles-Theater zu füllen; zweitens war die Baumwollernte um 4 Wochen verspätet und die Kaufherren blieben bis 12 Uhr Nachts ans Geschäft gefesselt und schließlich spielten zu gleicher Zeit drei Operetten-Gesellschaften, die französische, zugleich Operngesellschaft im Théâtre de l'Opéra, Ford's englische Operette in der Academy of Music und wir im St. Charles-Theater, und wenn auch der Besuch unserer Vorstellungen, namentlich durch Agitation des „Liederkranz, ein weitaus besserer war, als der der anderen Operngesellschaften, so war er doch lange nicht so bedeutend,

als z. B. in den Städten St. Louis oder Chicago. Der „Liederkranz", der auch das Benefiz der Frau Geistinger in glänzender Weise feierte, bot den Mitgliedern ein gastfreundliches Heim. Doch am ersten und zweiten Tage waren wir uns selbst überlassen und feierten Weihnachten im engsten Kreise. Ein Cypressenstamm, mit Orangenzweigen und Bananen behangen, mußten den Tannenbaum ersetzen, und eine kleine Gabe mit einigen passenden Versen, die Herr Schulze verübt hatte, sollte uns daran erinnern, daß heute der Tag sei, an welchem tausende von Menschen sich freundlich beschenken und an welchem die fernen Lieben mit tieferer Wehmuth unserer gedenken als sonst. Als wir auseinander gingen, leuchtete der Mond an dem südlichen blauen Himmel und wir wandelten in Sommerkleidern durch die nachtschlafende Stadt. Wie sie so ruhig dalag, die Stadt, in der es noch vor wenigen Stunden getobt hatte, als ob eine Legion Teufel losgelassen worden wäre. Es herrscht nämlich in New Orleans eine eigenthümliche Sitte um Weihnachten. Groß und Klein bewaffnet sich mit einer Blechtrompete, welcher Töne entlockt werden, die steinerweichend sind. Zu hunderten marschirt die männliche Zukunft von New Orleans durch die Straßen und tutet bis die Backen blau werden, dabei kracht und knattert es an allen Ecken und Enden, denn die beliebten Feuer-Crackers und Kanonenschläge dürfen ja nicht fehlen. Der Spektakel war zeitweise so groß, daß man im Theater keine Silbe verstehen konnte. In einem englischen Theater wurden sogar die Schauspieler angetrompetet. Das Publikum hatte die Tuten bis zum Schluß der Vorstellung verborgen gehalten. Eine recht niedliche Sitte! Komisch wirkte es auch, als wir beim Besuch von Wenger's Garden, wo das vorzügliche Wiener Damenorchester von Temler concertirte, untersucht wurden, ob wir nicht Schießwaffen oder Trompeten verborgen hatten.

Nach Weihnachten begannen wir die flache aber dennoch

herrliche Umgebung zu durchstreifen. Wir kamen, je mehr wir den Mittelpunkt der Stadt verließen, an schöne Häuschen, die inmitten zierlicher wohlgepflegter Gärtchen standen und in diesen Gärtchen standen außer Palmen, Magnolien und Oleander auch die bewußten Orangenbäume, von welchen man so gerne die lockenden Früchte geholt hätte. Nachdem wir mehrere Tage unsere Sehnsucht unterdrückt hatten, nahmen wir uns ein Herz und gingen zu einem der glücklichen Besitzer besagter Häuschen mit Gärtchen, in welchem Orangenbäume standen. Und siehe da, wir hatten es gut getroffen. Im Hofe des Hauses trafen wir einen derben Jungen, der einige Maulthiere tränkte und unser englisches Gestammel deutsch beantwortete. Er empfahl uns seinem Herrn, einem alten Franzosen, der uns seinen ganzen Garten zur Verfügung stellte. Mein College, Herr Junker, der in der Schule während der französischen Stunde mehr Prügel bekommen haben muß, als ich, verdolmetschte uns eine interessante Erzählung des alten Herrn, welcher schon 62 Jahre denselben Fleck Erde bewohnt und der dennoch besser französisch als englisch sprach, wie denn New Orleans fast ganz französisch ist. Selbst die Neger sprechen ein mit Englisch vermengtes "French", ja ein dunkler Jüngling, der uns bei einem Besuch von Zuckerplantagen über den Mississippi ruderte, sprach englich, französisch, spanisch und deutsch gleich schlecht. Auf der Zuckerplantage wurden wir eben so freundlich aufgenommen, wie im Orangengarten. So wie wir dort die Bäume nach Herzenslust plündern durften, so schnitten und saugten wir am Zuckerrohr herum, als ob wir Besitzer der Plantage wären. Auch die Zuckerbereitung besichtigten wir und unser Führer, ein Mulatte, hätte uns auch im Zuckersaft baden lassen, wenn wir es verlangt hätten. Die Arbeiter auf der Plantage und in der Zuckerfabrik waren fast ausschließlich Neger, welche einen unglaublich hohen Prozentsatz der Bevölkerung bilden. Sie wohnen, auf der von uns

besuchten Pflanzung, noch genau so wie die ehemaligen Sklaven in kleinen Cabins, welche von einer hohen Steinmauer umgeben sind, um die sich ein Graben hinzieht. Dutzende kleiner schwarzer Knirpse tummeln sich dort herum und unterscheiden sich von den weißen Straßenjungen nur dadurch, daß sie artiger sind. Einen interessanten Neger lernten wir auch kennen, als wir den reizenden sommerlichen Vergnügungsorten Westend und Spanish Fort am Lake Pontchartrain einen Besuch abstatteten. Besagter Neger beschäftigt sich nämlich mit Alligatorfang. „Ich suche auszufinden, wo sich ein Alligator aufhält, dann wate ich in den Sumpf, werfe dem Thiere eine Schlinge um Kopf und Vorderfüße und ziehe es heraus. Ach, die Sache ist sehr einfach, die Herren könnten einmal mitkommen" — so sprach Mr. Henry Williams, unser schwarzer Begleiter. Wir meinten, ablehnen zu müssen, nicht etwa aus Furcht, o nein, sondern der Nässe wegen, die in den Sümpfen herrscht. So ein Krokodilschnupfen mag sehr unangenehm sein. Viele Kollegen und Kolleginnen hatten sich junge Alligatoren verschafft, welche einmal wöchentlich gemeinschaftlich gebadet wurden. Die Thierchen gedeihen ganz fröhlich und ihre Besitzer haben ihnen Kosenamen, wie Felicia und Röschen, ertheilt, was den lieblichen Viecherln zu behagen scheint.

Nach fünfzehntägigem Aufenthalt verließen wir di. Rosenstadt, die sich viel richtiger „Gourmandenstadt" nennen würde, denn in New Orleans haben wir eine großartige Küche angetroffen und in unserem Restaurant bei Vonderbank wurden uns lucullische Mahle aufgetischt.

Ehe wir zum Schluß kommen, will ich noch eine Frage beantworten, die gewiß jeder Leserin auf der Seele brennt. Sind die Frauen in New Orleans wirklich so schön, wie sie geschildert werden? Ehrlich und offen gestanden — n e i n. Ich habe in ganz New Orleans weder in den vielen Theatern

und Concerten, noch auf den Straßen eine Schönheit gesehen, der ich nicht eine Dame aus New York, Detroit, Baltimore, St. Louis, Chicago oder San Francisco hätte entgegenstellen können und der Durchschnittsschönheitsgrad ist in genannten Städten unbedingt größer. Auch gibt die zur Schau getragene Faulheit, die bei den Damen noch weit vorstehender ist, als bei den Herren, viel zu denken. Daß die südliche Luft nicht unbedingt Lässigkeit erzeugen muß, beweisen die wackeren Farmer in Texas, welche an Arbeitslust und Tüchtigkeit den nordischen Staatenbewohnern nicht nachstehen.



IV.

Deutsche Künstler in Texas.

Wohl kein Name eines Staates in den Ver. Staaten dürfte einen so eigenthümlichen Klang haben, wie der des Staates Texas. Es tönt so etwas von Desperado, Mord und Todtschlag mit bei Nennung dieses Namens. Zwar ist man im allgemeinen ohnehin sehr schlecht unterrichtet über Amerika — in Amerika, aber die Unkenntniß in Bezug auf Texas grenzt an's Unglaubliche. Man kann z. B. in New York oft von den Städten des Westens mit einer Geringschätzung sprechen hören, die lächerlich erscheint, wenn man eine Stadt wie Chicago betrachtet, aber von Texas spricht man überhaupt nicht. Höchstens, daß Jemand einem Grünen imponiren will, mit der Handfläche über die Karte streicht und sagt: „Sehen Sie das ist Texas, noch fast unbewohnt, dabei größer als Deutschland und Frankreich zusammen". Wohl noch fast unbewohnt ist dieses herrliche Land, denn die zwei Millionen Einwohner vermögen in diesem gewaltigen Gebiet kaum eine Bevölkerung anzudeuten, dennoch wagte es ein deutscher Theaterdirektor mit einer großen Gesellschaft diese Einöde zu besuchen. In New Orleans war es, wo Herr Amberg den etwas abenteuerlichen Plan faßte, mit Frau Geistinger und seiner Gesellschaft in mehreren Städten in Texas Vorstellungen zu geben.

Am 8. Januar, 12 Uhr Nachts, wanderten wir dem Mississippi zu, auf welchem eine Dampffähre harrte, um uns ans rechte Ufer zu unserem Spezialzug zu bringen. Es regnete in Strömen und ein scharfer Wind trieb uns den Regen ins Gesicht, als wir über eine halsbrecherische Treppe ins Boot

zu gelangen suchten. Kaum im Zug angelangt, welcher aus zwei Gepäckwagen, einem Rauch- und zwei Schlafwagen bestand, suchten wir unsere Lager auf und erwachten erst spät am Morgen mitten im dichtesten Urwald. Die Sonne glänzte herrlich und vergoldete mit ihrem Lichte den halb entblätterten Forst. Um die blätterlosen Bäume wehten die hängenden Moose, welche im ganzen Süden heimisch sind und die selbst dem erstorbenen Leben zu einem Scheinleben verhelfen.

Doch auch grünende Bäume gab es in Hülle und Fülle, unter anderen Magnolien mit ovalen, glänzenden Blättern und an sumpfigen Stellen Fächerpalmen, welche diesen Waldbildern das subtropische Gepräge geben.

Ueber das Alles blaute ein herrlicher Himmel und in der klaren, weichen, durchsichtigen Luft erschien das unscheinbarste Pflänzchen zauberisch schön.

Einige verstreut vorkommende Sägemühlen, Holzfällerhütten und kleine, schier vom Urwald erdrückte Oertchen, boten etwas Abwechselung auf dieser ersten Fahrt ins unbekannte Land. Um 5 Uhr Nachmittags kamen wir in H o u st o n an, wo wir vor einem vollen Hause spielten. Das Publikum war entzückt, gab aber seinem Enthusiasmus einen ziemlich naiven Ausdruck. Ein solches Johlen, Klatschen und Schreien habe ich noch nie zuvor in einem Theater gehört. Viele Besucher waren zu Pferde gekommen, wie denn das Reitpferd ein beliebtes Beförderungsmittel in Texas ist. Man sieht Damen zu Pferde ihre Einkäufe machen und Knaben zur Schule reiten. Am nächsten Morgen verließen wir die Stadt, um nach Galveston zu gelangen.

Diesmal fuhren wir durch grasbewachsene, etwas sumpfige Ebenen, in welchen, außer dem weidenden Vieh, tausende von prächtigen Vögeln hausten. Enten und Schnepfen in allen Abarten, Reiher, Kraniche und andere schönfarbige Vögel und die unvermeidlichen Aasgeier flogen in dichten Schaaren vor

dem Zuge auf. Letztere dürfen bekanntlich ihrer Nützlichkeit wegen nicht geschossen werden und sind deshalb so frech, daß sie z. B. in Houston am hellichten Tage in den Straßen herumspazieren und die Kehrichthaufen durchsuchen.

Nach vierstündiger Fahrt, nachdem wir auf einer höchst primitiven Brücke den Meeresarm durchfahren hatten, der die Inselstadt vom Festlande trennte, fuhren wir in Galveston ein. Galveston ist eine liebliche, nette Stadt, welche namentlich durch ihre Lage mitten im Golf, einen unendlich freundlichen Eindruck macht. Die Vorstellungen waren überfüllt, das Publikum liebenswürdig und als die drei Tage unseres Aufenthaltes vorüber waren, konnten wir es gar nicht fassen, daß wir die schöne Stadt, die rauschenden, muschelübersäeten Gestade so bald verlassen sollten. Herr Amberg versuchte unser Gastspiel zu verlängern und anderweitige Verbindlichkeiten zu lösen, leider ohne Erfolg. Wir reisten daher wieder nach Houston und von dort nach zweitägigem Gastspiel nach San Antonio. Da wir mit unserem Special-Zuge und Nachts reisten, konnten wir erst in der Nähe von San Antonio die Gegend beobachten. Zu unserem Erstaunen sahen wir wohlbepflanzte Acker, die ersten in Texas, und namentlich die Baumwolle schimmerte schneeig aus den gesprengten Hülsen.

San Antonio macht einen eigenthümlichen fremdartigen Eindruck. Man ist in Amerika eine gewisse gleichförmige Bauart gewöhnt, die durch die rechtwinkelig ausgelegten Straßen noch gleichförmiger erscheint. Gewöhnlich sieht man in der Nähe des Bahnhofes einige Holzhäuser, von denen sich das eine „Grand Central Hotel", das andere „City Bar-Room" nennt, dann kommen einige Backsteingebäude, in denen sich die Geschäftslokale befinden. Einige Hotels, ein Schulgebäude, einige häßliche Kirchen aus Holz oder Backstein sind die untrüglichen Kennzeichen der kleinen amerikanischen Stadt. Ganz anders San Antonio. Die meisten Gebände sind aus

weißem Gestein ausgeführt und sehen, in den oft wohlthuend unregelmäßigen Straßen, zwischen immergrünen Gärtchen, recht fremdartig drein. Kommt man auf den geräumigen Hauptplatz und sieht die alte Kathedrale aus dem vorigen Jahrhundert, so wird einem ganz seltsam zu Muthe. Dieses Gefühl wird noch gesteigert, wenn man die zwei ruinenhaften Missionskirchen in der Nähe der Stadt besucht. Historische Ruinen in Texas, Denkmäler vergangener Kultur in einem Lande, welches der Kultur eben erschlossen wird. Wie verlassen und zwecklos sie nun da stehen, die schön erhaltenen Bauwerke, in welchen die begeisterten spanischen Franziskanermönche die Religion der Nächstenliebe lehren sollten, um die Wilden zu civilisirten Menschen umzugestalten. Tempi passati! Nun cultivirt und civilisirt man mit dem Dampfwagen. Die Nachkommen jener Wilden und die aus Mischehen zwischen Indianern und Spaniern entstandenen Mexikaner leben sehr zahlreich in San Antonio und dessen Umgebung. Auf ihren mageren, aber dauerhaften, kleinen Pferden kommen sie in die Stadt gesprengt, den Sombrero auf dem Haupte, stolz wie die Könige und zerlumpt wie die Bettler. Abends, wenn sie auf dem mexikanischen Markte lagern, und ihr Lieblingsgericht Chilecocarne, eine Art Gulasch, verzehren, und der Mond, übrigens ein ganz anderer Geselle, als unser nordischer Mond, mit seinem geheimnißvollen Lichte die malerisch gruppirten Gestalten beleuchtet, glaubt man sich nach Spanien versetzt. Mehrere Vorstellungen waren so überfüllt, daß wir anstatt drei, deren acht veranstalteten, zu welchem Zwecke wir von Austin zurückkehrten, wohin wir für zwei Tage gereist waren.

Austin, die Hauptstadt von Texas, ist am Colorado-Fluß reizend gelegen. Die Stadt erscheint ganz neu und trägt ein vornehmes Gepräge, wozu die zahlreichen öffentlichen Bauten viel beitragen. Trotzdem wir, der kurzen Zeit wegen,

Niemandem näher treten konnten, hinterließ doch die Stadt mit ihren freundlichen Villen, welche auf den Hügeln thronen, von denen die Stadt beherrscht wird, einen hübschen Eindruck. Leider reisten wir total ausgehungert, fast durch ganz Texas, denn die Hotels sind noch ziemlich dürftig und selbst dort, wo wir, zum Beispiel in Galveston, hübsch wohnten, waren wir außer Stande, die ewigen zähen Steaks zu verzehren. Als ich mit Herr Schulze in der Nähe von Galveston auf die Jagd ging, und einige Schnepfen so unvorsichtig waren, sich von uns todtschießen zu lassen, freute sich besonders Frau Geistinger über unsere Mordthaten, welche uns einen ziemlich guten Braten eintrugen.

Aber wenn auch ziemlich schlecht gegessen — getrunken wird in Texas gut und nicht wenig. In San Antonio lernten wie beim Glase Bier viele prächtige Menschen kennen. Das Casino, ein schöner deutscher Verein, stand uns während unserer Anwesenheit offen und wir verkehrten oft und gerne dort. Viele Fremde, welche die Stadt unserer Vorstellungen wegen besuchten, suchten uns dort auf — Schafzüchter und Farmer, die oft 80 Meilen zu Wagen gekommen waren, um uns zu hören, Leute, denen ein dreißigjähriger Aufenthalt in der Wildniß nicht den Sinn für das Schöne und Gute rauben konnte. Das Herz ging uns auf, wenn wir die Freude der alten Herren sahen, welche entzückt waren, nach langen, langen Jahren, wieder ein gutes deutsches Theater zu sehen und zwar mit einer Künstlerin wie Marie Geistinger, welche ihnen gewissermaßen in die ehemalige Wildniß nachgekommen war. Als thatkräftige Jünglinge waren sie ins Land gekommen, viele, trotz academischer Bildung, fest entschlossen mit der Axt in der Hand sich Raum zu schaffen in der neuen Heimath. Jene Erzählung vom Farmer, der mit dem Homer in der Hand hinterm Pfluge herging, dürfte hier ihre größte Berechtigung gefunden haben. Ein prächtiges Exemplar dieser Gattung lernte ich in

Herrn Dosch kennen, der 1853 zugleich mit dem hochgeschätzten Arzte Dr. Herf und anderen Darmstädtern ins Land gekommen war. Er war erst Farmer, dann Viehzüchter und schließlich Wirth, was er auch heute noch ist. In seiner Wirthsstube prangen 500 Hirschgeweihe; eine seltene Zier selbst bei einem eifrigen und geschickten Jäger, wie es Herr Dosch ist. Bei einem Jagdausfluge, in zwangloser Unterhaltung lernte ich die Schicksale des jugendlichen „alten Nimrod" kennen und mit ihnen ein gut Stück Geschichte von Texas. Wir hatten uns in San Antonio sehr bald eingelebt, wozu die milde Witterung, die interessante Umgebung und das prächtige Deutschthum beitrugen.

Leider sollten wir auch die Schattenseiten des Landes kennen lernen. Ohne jeden Uebergang wurde es plötzlich sehr kalt und ein eisiger Nordwind machte sich nach den heißen Tagen recht unangenehm fühlbar. Auch wurde während unserer Anwesenheit ein gewisser Ben Tompson wegen Mordes prozessirt und freigesprochen. Es war ein frecher, kaltblütig überlegter Mord, wie er nicht deutlicher zu Tage liegen kann, und doch fand sich eine Jury, die den Mann freisprach. Ob diese zwölf Ehrenmänner ahnen, welch' unermeßlichen Schaden sie dem Lande zufügen, in welchem eine solche Ungeheuerlichkeit möglich ist? Die Entrüstung besonders unter den Deutschen war eine gewaltige; aber was half es, auch wenn einige heißblütige Deutsche eine Entrüstungsversammlung veranstalten wollten, der Mörder ist frei und ladet vielleicht eben sein Pistol, um ein anderes Opfer niederzuschießen, welches das zwanzigste sein würde, wie allgemein behauptet wird.

Doch nun zurück zu unserer Kunstfahrt. In San Antonio hatte man uns viel von der Ansiedelung des ehemaligen Darmstädter Adelsvereins, der nunmehrigen deutschen Stadt Neu-Braunfels erzählt. Da der Ort auf unserer Tour lag, entschloß sich Hr. Direktor Amberg, dem Wunsche der Frau

Geistinger gemäß, dort eine Vorstellung zu veranstalten. Als wir San Antonio verließen, waren unsere Koffer überfüllt mit texanischen Merkwürdigkeiten, mit welchen uns Herr Oberlehrer Kuhn in freundlicher Weise reichlich versehen hatte. Auch unsere Menagerie hatte reichlichen Zuwachs erhalten. Schon in New Orleans hatten sich mehrere Mitglieder jugendliche Alligatoren angeschafft, doch nun führten wir außer diesen zierlichen Reptilien 2 Papageien, 1 Affen und ein Opossum mit, ausgestopftes Gethier, Klapperschlangen, giftige Hundertfüßler, Scorpionen in Spiritus, sowie zahlreiche Muscheln nicht mitgerechnet. Die lebendigen Thiere trugen wesentlich dazu bei, die Fahrzeit zu verkürzen, namentlich Frau Geistinger's Papagei conversirt ziemlich geläufig, wodurch er sehr viel zur Verbreitung der englischen Sprache in unserer Gesellschaft beiträgt, denn nun weiß jedes unserer Mitglieder, was "hurrah for Mary" oder "Polly wants a cracker" bedeutet. Schweren Herzens nahmen wir von den wackeren Deutschen San Antonio's Abschied und kamen nach einstündiger Fahrt nach Neu-Braunfels, welches sich schon von ferne durch schöngepflegte und eingezäunte Pflanzungen ankündigte. Das Städtchen ist deutsch, die wenigen Schwarzen nicht ausgenommen. Wir besuchten sofort die Sophienburg, die Residenz des Prinzen Solms-Braunfels, des Gründers der Stadt, und andere interessante Punkte. Herr H. Seele, Lehrer an der dortigen Schule, ein alter Texaner, der mit den ersten Emigranten herüber gekommen ist, erzählte viel und gut von jenen schweren Tagen, wo die Einwanderer Noth litten, am Nöthigsten, wo das Fleisch leichter zu beschaffen war, als das Salz dazu, und wo Hunger und Entbehrung gar manchem deutschen Mann einen frühzeitigen Tod auf fremder Erde bereiteten. Auch von den anderen Opfern der Colonie, von dem ritterlichen von Wrede und Claren, die von den Indianern scalpirt worden, erzählte er, nur von sich erzählte er nichts, dieser schlichte Mann.

So ließ ich mir denn von Andern erzählen, wie er schon am 11. August 1845 unter einer schattigen Ulme seinen Zöglingen deutschen Unterricht ertheilte, und wie er seitdem ihren Kindern und Kindeskindern deutsches Wissen und deutsche Art beibrachte, ohne Zagen in schwerer Zeit und freudig das Gedeihen der Colonie beobachtend und fördernd. Auch Herr Pastor Mülder nahm sich unser freundlich an, und als die Gast- und Kosthäuser außer Stande waren, uns Alle zu beherbergen, fand ich im Hause des Sattlermeisters Heidemeier freundliche Aufnahme. Am Abend spielten wir vor einem überfüllten Saale „die Fledermaus“ und am nächsten Morgen zogen wir weiter gen Norden.



V.

Unglücksfälle.

Wir waren Morgens um 9 Uhr von Neu-Braunfels abgereist und fuhren durch schön bebaute Theile von Texas. Wir sahen zwar noch ziemlich viel Urwald und jene charakteristischen Buschbestände mit Cactus vermengt, welche auf den ehemaligen texanischen Prairien heranwachsen, seitdem dieselben nicht mehr abgebrannt werden. Die Ansiedelungen sind theils deutsch, theils böhmisch. In Texas leben über 40,000 Böhmen, welche an ihrer Nationalität festhalten. Ein czechisch-amerikanisches Wochenblatt findet zahlreiche Leser in diesen Farmen. Herr Kapellmeister Novak malte sich im Geiste aus, welche nationale Götterspeisen in diesen Häuschen gekocht werden mögen, aber was half's? Er mußte sich durch 36 Stunden mit dem begnügen, was die Liebenswürdigkeit der Neu-Braunfelser uns beschieden hatte. Meine liebenswürdige Sattlermeisterin hatte mir eine große Wurst und ein Stück Speck in die Taschen geschoben und über letzteres fiel denn auch Novak her, denn, es geht nix über a guads Stückl Speck, wie er behauptet. Frau Geistinger delectirte sich an den Schnepfen und Hühnern (Quails), welche ich in Gesellschaft des Herrn Dosch erlegt hatte. Selbst ein großer Brachvogel, Königsschnepfe nennen ihn die Texaner, war mir zum Opfer gefallen und mußte nun dazu beitragen, die erbärmliche Kost auf den Bahnhöfen vergessen zu machen. Nach 36stündiger Fahrt kamen wir nach Little Rock, wo wir nur einen Abend spielen sollten. Frau Geistinger mußte aber absagen, und wir spielten ohne sie „Boccaccio.“ Frl. Mellner, welche liebenswürdiger Weise die

Titelpartie übernahm, erhielt von Frau Geistinger sämmtliche Kostüme geliehen und wurde von denjenigen Personen, welche die Annonce nicht beachtet hatten, für Frau Geistinger angesehen. Nach der Vorstellung reisten wir weiter nach St. Louis, wo wir Sonnabend ankamen. Sonntag spielten wir vor übervollem Hause. Leider brachte die Woche einen traurigen, ja geradezu tragischen Zwischenfall. Unser Theatermeister, F. Dombrach, fühlte sich seit einiger Zeit leidend und verlangte sich nach New York zurück. Der Arzt, ein tüchtiger deutscher Mediciner, Dr. Bernays, widerrieth auf's dringendste, aber als alle Vorstellungen nichts fruchteten, ließ Dir. Amberg den Kranken mit einem Begleiter versehen, und sandte ihn nach seinem Heim, wo Frau und Kinder des Patienten harrten. Aber sie sollten ihn nicht mehr lebendig sehen, denn Donnerstag den 1. Febr. stürzte Dir. Amberg schreckensbleich auf die Bühne mit der Nachricht, daß Dombrach soeben in Toledo im Waggon verschieden sei. Nach der Vorstellung wurde eine Versammlung einberufen, in welcher Beileidsbezeugungen für die Familie beschlossen wurden. Herr Amberg widmete dem Verstorbenen einen warmen Nachruf, in welchem er betonte, daß er in Dombrach nicht nur einen tüchtigen Mitarbeiter, sondern auch einen treuen Freund verliere. Wir waren Alle tief erschüttert und es konnte diesmal während unseres Aufenthaltes in St. Louis keine heitere Stimmung mehr aufkommen. Armer Kamerad, fern den Deinen, fern von Allen, die dir nahe gestanden, im Eisenbahnwagen hast du sterben müssen! In New York harrten Frau und Kinder deiner und statt des Gatten, des Vaters, wurde ihnen ein Leichnam überbracht. Sonntag den 4. Februar, wurde Dombrach in New York von sämmtlichen Schauspielern beider deutscher und mehrerer englischer Theater zu Grabe geleitet. Friede seiner Asche. — — — —

Am selben Tage fuhren wir von St. Louis nach Chicago, und nur durch einen glücklichen Zufall entgingen wir einer

drohenden Katastrophe. Ein feuchter Niederschlag hatte sich in Eis verwandelt und alle Bäume, Büsche und Gräser mit einer kristallhellen Eisschicht umgeben. Zeitweise funkelte und leuchtete es in den Bäumen, als ob sie mit tausend und aber tausend Brillanten übersät wären. Dieses interessante Schauspiel, doppelt interessant, wenn man bedenkt, daß wir vor wenigen Tagen unter Palmen wandelten, hatte auch sein Unangenehmes, denn die Telegraphendrähte waren von der Eislast auseinander gerissen, und auch die Schienen waren mit einer dicken Eiskruste bedeckt, die vorsichtiges Fahren gebot. Wir hatten zwei Locomotiven vorgespannt, fuhren aber trotzdem so langsam, daß wir fürchteten, nicht mehr zur Vorstellung nach Chicago kommen zu können. An einer Stelle, wo das Geleise es zu gestatten schien, fuhren die Führer schneller. Plötzlich fühlen wir einen Stoß, dann hört man ein Poltern und dann ist es Todtenstille. In den nächsten Augenblicken sehen wir die erste Locomotive rechts im Schnee liegen, aus dem geöffneten Ventile dringt keuchend und zischend der Dampf und weithin tönt es wie das Sterbegeheul eines riesigen Unthieres. Man konnte in diesen wenigen Minuten die Todesangst in allen Variationen studiren, und wir waren einem gräßlichen Schicksale nur dadurch entgangen, daß die Verbindungskette zwischen der ersten und der zweiten Locomotive gesprengt wurde, als erstere den 10 Fuß hohen Damm hinunter stürzte. Der Locomotivführer und der Heizer waren mit kleinen Quetschungen davon gekommen. Um 5 Uhr kamen wir nach all diesen Fährlichkeiten in Chicago an, wo uns eine mörderliche Kälte von 25 Grad unter Zero empfing. Chicago ist eine schöne und lebhafte Stadt, mit großstädtischem Anstrich, in welcher es sich sehr schön lebt. Der Geschäftsverkehr ist kolossal und steigert sich mit jedem Jahr. Demzufolge ist auch der Theaterbesuch ein lebhafter. Trotzdem die numerische Stärke der Deutschen keine sehr große ist, nehmen sie doch eine sehr geachtete Stellung ein. Wir

machten gemeinschaftliche Ausflüge nach Pullman, der Ort heißt so nach dem Erfinder der Schlafwagen, wo die prächtigen amerikanischen Schlafwagen gebaut werden, nach den Stock-yards, wo sich die großen Schlachthäuser befinden und hatten die zwei Wochen bei fleißigem Spielen nur zu schnell hinter uns.



VI.

Kreuz und quer durch die Ver. Staaten.

1.

Man ist hier im Lande so sehr gewohnt, überall Aufschwung und Gedeihen zu beobachten, daß man darüber kein Wort mehr zu verlieren braucht. Es ist selbstverständlich, daß man einen Platz, den man im Vorjahre noch wüst und leer gesehen hat, mit den schönsten Gebäuden bebaut findet, oder dort, wo man einfache Holzhäuser vorfand, nun schöne stylvolle Villen sieht.

Doch um so auffallender tritt etwaiger Verfall hervor; um so gräßlicher wirkt eine elementare Verwüstung mitten in diesem Streben und Entstehen.

Als wir Montag, 24., von Chicago nach Indianopolis reisten, hatten wir Gelegenheit, ein solch trauriges Bild der Verwüstung zu sehen. Der Wabashfluß war bei Lafayette aus seinen Ufern getreten und die Wasser hatten ringsumher Alles überschwemmt. Die plötzlich eingetretene Kälte hatte nun die Wassermassen in Eis verwandelt, so daß die Häuser, Mühlen, Bäume und Telegraphenstangen vollständig eingefroren waren. In den eingefrorenen Straßen sah man Leute mit Aexten sich mühselig Bahn brechen zu den Thüren ihrer Häuschen, welche vielleicht ihr ganzes Hab und Gut enthielten. Außerhalb der Stadt sahen wir von einzelnen Häusern nur die Schornsteine aus dem Eise ragen und mit meinem Krimstecher konnte ich Spiegel, Bilder, Tische und andere Kleinigkeiten im Eise entdecken.

Doch mit Windeseile führte uns der Dampfwagen von diesem Bilde des Elends fort nach unserem Bestimmungsort,

nach Indianapolis, welches vom Wasser nicht gelitten hatte und welchem man auch nicht anmerkte, daß im Staate so viele tausende Menschen ihre ganze Habe verloren haben. Indianapolis scheint alle schönen Eigenschaften der amerikanischen Stadt zu besitzen: breite Straßen, zu beiden Seiten dicht mit Bäumen besetzt, geräumige Plätze, hübsche öffentliche Gebände, liebliche Wohnhäuser und eine seltene Reinlichkeit. Leider spielten wir nur einen Abend und reisten schon Dienstag weiter nach Louisville. Hatten wir in Lafayette gesehen, was der kleine Wabashfluß an Zerstörung leisten konnte, so durften wir von den Verwüstungen des Ohio Ungeheuerliches erwarten, aber die gräßlichen Scenen, die sich unseren Augen boten, als wir nach vierstündiger Fahrt in die Nähe von Louisville kamen, übertrafen unsere Befürchtungen.

Noch am rechten Ufer, ehe wir in Jeffersonville einfuhren, sahen wir am Rande der Fluth einen angeschwemmten Leichnam, den ein Häuflein weinender Negerfrauen und Kinder umstanden, wahrscheinlich Angehörige des Verunglückten, dessen mit vertrocknetem Schlamm bedecktes Gesicht weder Farbe noch Ausdruck erkennen ließ.

Im Weiterfahren kamen wir durch Jeffersonville, welches noch vollständig unter Wasser war. In den Straßen fuhren hunderte von primitiven Kähnen, denen man es ansah, daß ihre Verfertiger nur durch die Noth gezwungen, Schiffbauer geworden waren. In den Häusern sah man Koffer und Kasten herumschwimmen, und die Insassen der verschiedenen Kähne versuchten diese traurigen Ueberreste zu bergen. Wer keinen Kahn verfertigen oder bezahlen konnte, hatte sich auf eine Thüre oder zusammengebundene Bretter gestellt, und mit einer Stange bewaffnet, das zerstörte Heim zu erreichen gesucht.

Um zur Brücke zu gelangen, mußten wir mit unserm Train über einen vollständig überschwemmten Damm fahren, und es wurde uns ziemlich unheimlich zu Muthe, als wir uns so

mitten im Wasser sahen, jeden Augenblick in Gefahr, daß der unsichtbare Damm nachgeben werde. Als wir auf der Brücke waren, welche Jefferson und Louisville verbindet, konnten wir aus der Vogelperspective die Verwüstungen, welche das Wasser in beiden Städten, so wie in der Umgebung angerichtet hatte.

Einige Meilen hinter Louisville macht der Ohio eine starke Biegung, so daß der bis zu drei Meilen breite angeschwollene Strom sich wie ein See ansah, aus dem Fabrikschlote, Baumstämme und Häuser lugten. Der schöne blaue Himmel, die leuchtende Sonne und die fast frühlingsmilde Luft — kontrastirten furchtbar mit dem entsetzlichen Jammer, den sie verursacht hatten.

Kaum in der Stadt angekommen, suchte ich mir einen Kahn zu verschaffen, um die überschwemmten Straßen zu besehen. Von der eigentlichen Stadt sind nur die Häuser überschwemmt, welche am Ufer stehen, und die niederen Theile der Straßen, welche am Ufer münden. Da dies größtentheils Backsteinhäuser sind, so kehrten die Bewohner der oberen Stockwerke nach und nach zurück, und es macht einen fast komischen Eindruck, wenn man diese Art des Hausens betrachtete. Vom Fenster eines jeden Wohnraumes reichen primitive Leitern bis ins Wasser und wenn Jemand seine Wohnung verlassen will, so muß er erst einen Kahnführer herbeirufen.

Doch gräßlich ist das Elend außerhalb der Stadt, so zum Beispiel am Beargraß Creek, wo circa 20 Block gänzlich verschwemmt sind.

Wir waren den Strom hinauf gefahren und lenkten unsern Kahn an der Brücke vorbei, welche den ausgetretenen Bach überbrückte, und fuhren über's Bahngeleise hinweg in den gänzlich ruinirten Stadttheil. Mit schwerer Mühe konnten wir die ehemaligen Straßen unterscheiden, und wir mußten sehr vorsichtig fahren, um nicht an einem unsichtbaren Hause aufzufahren.

Manche Holzhäuser waren umgekippt und die meisten waren nur durch Anbinden an Bäume vom Wegschwimmen gerettet worden.

In andern Häusern, welche, durch höheres Niveau geschützt, weniger vom Wasser gelitten hatten, sah man Marmorkamine mit all den zierlichen Kleinigkeiten, welche uns fast unentbehrlich scheinen, und in einer Küche sah ich neben einer Pfanne einen Korb mit Fleisch stehen. Wahrscheinlich wurde die Hausfrau beim Bereiten des Abendbrodes von den Fluthen überrascht, welche mit rasender Schnelligkeit angekommen waren.

Ein rührendes Bild bot ein Vogelpaar, welches auf den letzten Spitzen eines Baumes saß und wartete, bis die nunmehr weichende Fluth ihr Nestkästchen freigeben werde, welches schon nach und nach sichtbar wurde.

Auch die Menschen suchten in ihr ehemaliges Heim zu kommen. Auf Kähnen und Flößen kamen sie heran, um zu bergen, was noch zu bergen war. Da wurden aus den Fenstern Tische, Stühle, Betten und sonstige Habseligkeiten gereicht, dort versuchte ein Mann den Zaun oder das gefährdete Haus an einen festen Baum zu binden und einzelne Glücklichere suchten ihr weniger beschädigtes Nest wieder wohnlich einzurichten.

Manch vom Gram entstelltes Gesicht bekam ich auf dieser traurigen Fahrt zu sehen und in viele von verschluckten Thränen zeugende Züge konnte ich blicken. Aber die Thränen wurden eben verschluckt. — Ich sah kein weinendes Gesicht, ich hörte keinen Klagelaut. Männer und Weiber, darunter solche, die ihr schwer erworbenes, durch Händearbeit erworbenes Vermögen verloren hatten, trugen gefaßt ihr hartes, unverdientes Schicksal.

Die Sonne war untergegangen und die häßlichen Nebel stiegen aus dem Wasser und machten das unleidliche Bild fast unerträglich. Wir fuhren den Strom hinunter, vorbei am

Short Line Depot, wo eine Lokomotive und mehrere Wagen unter Wasser standen, zurück in die Stadt, in welcher das Leben pulsirt, unbekümmert um all das Elend. Es wird Theater gespielt, man besucht die Maskenbälle, aber man unterstützt auch die Ueberschwemmten nach Möglichkeit. Man giebt reichlich und bereitwillig, aber man hat keine Zeit zum Bedauern, welches ja den Verunglückten wenig helfen würde. Hart? Möglich, aber praktisch.

Heute ist das Wasser schon weit zurück getreten, die Häuser werden wieder in Stand gesetzt; die geretteten Möbeln und Betten von den Lagerhäusern zurückgeholt und in einigen Tagen werden nur einige Häuserreste Zeugniß geben von diesem selten schrecklichen Ereigniß. Schon jetzt sieht man mit Staunen auf die Hochwassermarkirungen und will sich selbst nicht glauben, daß man vor einigen Tagen dort hoch oben, 14—16 Fuß über der Straßenfläche, mit einem Kahn gefahren ist. Doch deutlich ist es zu lesen: Highwater Febr. 1883. Eine ernste Warnung. Ob sie fruchten wird? Vielleicht! — vielleicht auch nicht!

2.

Wer zum ersten Male die größeren Städte der Vereinigten Staaten besucht, dem erscheinen sie gleichförmig und einförmig. Sie mögen dies auch im Verhältniß zu den europäischen Städten sein, wo auf jede hundert Meilen ein anderer Staat, eine andere Nation, ein anderes Jahrhundert der Stadt ihren Charakter gab. Namentlich als die Städte der Union noch im Entstehen begriffen waren, also in ihrer Kindheit, mögen sie, wie Kinder überhaupt, recht gleichmäßig ausgesehen haben, heute jedoch hat jede Stadt ihren Charakter, ihre ausgeprägte Physiognomie, wenigstens für mich.

In den wenigsten Städten ist man sich seiner Eigenthüm-

lichkeit, ja so sonderbar dies klingen mag, seiner Vorzüge bewußt. Man wird z. B. in Baltimore nicht fragen: haben Sie schon die Monumente, die Parks angesehen?" sondern man fragt: haben Sie schon Austern gegessen? welche in Baltimore auch vorzüglich schmecken.

In Chicago wird man niemand auffordern, die herrlichen breiten Straßen oder die großartigen Anlagen, welche die Stadt umschließen, zu bewundern, sondern die Stockyards. Was dem Beobachter auffällt: Art und Weise der Stadt, des Verkehrs und des Lebens sind dem Inwohnenden Gewohnheit, und er empfiehlt der Aufmerksamkeit des Fremden nur das Auffallende.

So hat mich in Louisville Niemand auf eine interessante Eigenthümlichkeit aufmerksam gemacht, auf die Whiskeyhäuser. Und welch einen herrlichen Anblick bieten sie doch! O Ihr Temperenzler, kommt heran in Schaaren, stehet staunend und anbetend, Straß' auf, Straß' ab, Haus an Haus, zwei und drei Stockwerke hoch stehen sie da, die Old Whiskeyhäuser. In hunderttausenden von Fässern lagert es da, das herrliche, dunkle Naß, das nicht, wie das schnöde Bier, verrätherische Schaumflecken an den Gläsern zurück läßt, sondern welches man in Droguerien und Apotheken zu sich nehmen kann zur Stärkung der Gesundheit und der Heuchelei.

Freilich bietet Louisville sonst nicht viel Sehenswerthes und wenn die überschwemmten Fabriken in Thätigkeit sind, mag sich die Stadt im Rauch mit Cincinnati messen können, wie sie das ohne Arroganz im Schmutz kann. Die Ueberschwemmung mag allerdings viel dazu beigetragen haben, die Stadt häßlicher erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist.

Auch auf der Reise von Louisville nach St. Louis hatten wir vom Wasser zu leiden. Der Wabash, dessen Wasser wir bei Lafayette gefroren fanden, war nun hoch angeschwollen und Bahngeleise auf ca. 10 Meilen unter Wasser gesetzt. Es war

eine abenteuerliche Fahrt über dieses unsichtbare Geleise. Rechts und links senkte sich der Train, je nachdem der Damm unterwaschen war. Dort wo das Wasser die Höhe des Dammes noch nicht erreicht hatte, sah man es unter den Schwellen den Damm durchspülen. Stellenweise war das Geleise durch die Tragfähigkeit der Schwellen in die Höhe gehoben und wir mußten jeden Augenblick befürchten, im Wasser stecken zu bleiben.

Doch wir kamen glücklich in St. Louis an und spielten Sonntag Abend vor übervollem Hause die Zeller'sche Operette Capitän Nicol oder Mardi-Gras. Auch in St. Louis wird man nicht auf die wirklichen Vorzüge der Stadt aufmerksam gemacht, zu denen Tower Grove mit den schönen Monumenten Humboldt's und Shakespeare's und namentlich Lafayette Park gehören, welch Letzterer ein wahres Juwel von Kunstgärtnerei ist, sondern man frägt: waren Sie schon bei Tony Faust?

Dabei ist Tony Faust nicht mehr und nicht weniger als eine große Bierwirthschaft. Doch ist zwischen dieser Frage und dem Wesen der St. Louiser Deutschen eine solch innige Verbindung, daß ich eine nähere Erklärung dieses Lokales geben muß, auf die Gefahr hin, daß ich in Verdacht komme, Reklame zu machen.

Trinken kann bekanntlich nur der Deutsche; der Franzose schlürft, der Amerikaner stürzt an der Bar seinen „Drink" hinunter, der Deutsche hingegen trinkt und trinkt oft nur der Geselligkeit wegen. Mancher ist auch nur gesellig des Trinkens wegen, aber er i st gesellig und manches gute Wort, das am Biertisch gesprochen wird, übt auch bei dem Zwecktrinker seine Wirkung. Tony Faust repräsentirt die deutsche Gemüthlichkeit in St. Louis, ein neutrales Terrain, auf dem alle Gesellschaftsschichten freundschaftlich verkehren und trinken. Aber man trinkt nicht nur, sondern man plaudert, man lacht und scherzt von Tisch zu Tisch und ein anständiger Fremder wird

dort in wenigen Stunden besser bekannt, als in einer anderen amerikanischen Stadt in Monaten.

St. Louis ist trotz seiner 400,000 Einwohner nicht großstädtisch, wenigstens lange nicht so großstädtisch als z. B. Chicago. Die Straßen sind nicht sehr breit, aber kothig, die die Häuser in der inneren Stadt sind durchweg unschön, die Luft ist rußgeschwängert, das Wasser ekelhaft trübe und dennoch ist St. Louis, namentlich für den Deutschen, eine angenehme Stadt denn sie ist — gemüthlich.

An monumentalen Bauten bietet St. Louis nicht viel. Das Courthaus ist in jenem unglückseligen Styl gebaut, der hierzulande durch lange Zeit bei vielen öffentlichen Gebäuden angewendet wurde, eine unglückselige Verquickung von griechischem Mittelbau und kasernenartigen Seitenflügeln. Heute baut man schöner, kann aber schwer einem andern Uebel ausweichen, dem Erdrücken der Gebäude durch die Umgebung. Mit demselben wehmüthigen Gefühle, mit dem ich das Courthaus in Chicago betrachtet hatte, stand ich hier vor dem neuen Customhause, bei welchem, trotzdem es zwischen Häusern förmlich eingekeilt ist, die hübsche Façade derart erhöht ist, daß man ohne eine tüchtige Halsverrenkung kaum zwei Drittel derselben übersehen kann. Von einer Gesammtwirkung ist natürlich keine Rede.

Zum Schluß muß ich noch einer Eigenthümlichkeit St. Louis erwähnen: der Rauflust. Im Vorjahre, während unserer Anwesenheit in St. Louis, konnte ich jeden Tag von einer blutigen Schießerei lesen. Die Angeschossenen starben, die Schießbolde wurden gehängt und so wurde man in kurzer Zeit eine Menge Gesindel los. In diesem Jahre scheint eine Wendung eingetreten zu sein, denn wir sind bereits 2 Wochen in St. Louis gewesen, ohne daß während unserer Anwesenheit Jemand erschossen oder gehängt wurde. Freilich prügeln sich dafür die Advokaten, aber sie schießen sich nicht, und wenn auch, gehängt werden sie doch nicht! — — Schade!

Schweren Herzens packten wir unsere Koffer, um St. Louis zu verlassen, und, wie Frau Geistinger in ihrer Abschiedsrede betonte, wahrscheinlich nie wieder hinzukommen.

Außer dem gemüthlichen Verkehr am Biertisch, hatten wir namentlich in den verschiedenen Journalisten (in St. Louis erscheinen 4 tägliche deutsche Zeitungen) anregende Gesellschaft gefunden. Für Denjenigen, der sich über ein Land unterrichten will, ist der Verkehr mit Journalisten, welche stets die Hand am Pulsschlag des öffentlichen Lebens halten, ein außerordentlich lehrreicher. Dabei hatte ich stets das Glück, das freundlichste Entgegenkommen zu finden, an welch bedeutenden Journalisten immer ich mich wenden mochte. Und mit Freuden benütze ich diese Gelegenheit, um den Herren Raster und Manhardt in Chicago, Lehrburger und v. Huhn in San Francisco, Dr. Schenk in New York, Lafrentz in San Antonio, der Redaction des „Freiheitsfreund" in Pittsburg, sowie allen Herren von der Presse, mit denen ich in Berührung kam, meinen besten Dank auszusprechen.

In St. Louis war Herr Dr. Praetorius, Chefredakteur der westlichen Post (welche Herr Praetorius bekanntlich mit Herrn Carl Schurz zusammen leitete) so liebenswürdig, meinen Wissensdrang zu befriedigen.

Es ist hier nicht der Platz, die verschiedenen Themen, welche in den schönen Stunden, die ich im Hause dieses bedeutenden Mannes zubrachte, besprochen wurden, auch nur annähernd zu berühren, aber ich kann es mir nicht versagen, eine der aufgeworfenen Fragen ausführlich zu besprechen:

„Wie kommt es, daß man in Europa so außerordentlich schlecht über Amerika unterrichtet ist?" Dieser Frage stellte ich aber sofort eine andere entgegen: „Wie kommt es, daß man in Amerika so schlecht über — — Amerika unterrichtet ist?"

Ist dies der Fall? fragt der verehrte Leser erstaunt. So viel ich erfahren habe, ja! Ein großer Theil unserer „Noblesse„

weiß besser Bescheid in Europa als in Amerika, hat die Alpen öfter besucht, als die Rocky Mountains und Italien öfter als Californien. Dies ist ein wichtiger Grund der Unkenntniß des Landes.

Ein anderer liegt an dem wichtigsten Factor des öffentlichen Lebens, an der Presse. Jede bedeutende Zeitung in Europa hat in den hervorragenden Städten einen Correspondenten, der über alle interessanten Vorkommnisse schreibt. Darunter rechnet man aber nicht nur politische Ereignisse und Unglücksfälle, sondern auch alle sonstigen gesellschaftlichen Ereignisse. Hier haben die Zeitungen die Aufgabe, stets packend zu interessiren und bringen stets Neuigkeiten über Neuigkeiten, diese allerdings mit einer Ausführlichkeit und Schnelligkeit, die staunenerregend ist. Andererseits ist hier die Presse eine unendliche politische Macht und räumt demgemäß der Politik den Platz ein, welchen die Tagesneuigkeiten übrig lassen. Ein Drittes hat selten Raum oder nur wenn es aus Afrika, Europa oder vom Nordpol kommt, wo die großen Zeitungen Correspondenten zu halten pflegen. Hie und da, aber höchst selten, bringt eine Zeitung auch Kulturgeschichtliches aus dem Lande, doch muß es von den äußersten Grenzen der Staaten kommen. Es gibt auch Ausnahmen von der Regel, aber ich spreche hier von der Allgemeinheit.

Da nun die Unkenntniß des Landes im Lande selbst ziemlich groß ist und die hiesige Presse auch der europäischen sehr wenig Stoff liefert für eine bessere Kenntniß, so darf man sich nicht wundern, wenn einerseits die deutsche Presse hie und da Sachen über Amerika bringt, die zum Koboldschießen sind und andererseits, froh über Amerika etwas zu erfahren, oft dem Unberufensten gestattet, sich über dies Land zu äußern. So kommt es denn, daß die hiesige Presse so oft die Gelegenheit hat, sich über die europäischen Collegen lustig zu machen, ohne zu bedenken, wie viel Schuld sie selbst trägt.

Man ist sehr empfindlich hier zu Lande, empfindlicher als irgendwo in der Welt. Nicht einmal berechtigter Tadel wird geduldet, wenn er von Außen kommt. Es erinnert mich dies an „Frou-Frou“. Frou-Frou ist ihrem Manne durchgegangen und lebt mit ihrem Liebhaber in Venedig. Eine Freundin besucht sie und frägt: „seid Ihr glücklich?“ — „Gewiß. O, es wäre ja gräßlich, wenn wir es nicht wären,“ entgegnet Frou-Frou und dabei wird ihr Herz von Gewissensbissen zerfleischt.

Kommt man in's Land und frägt irgend Jemand, der von Europa herüber gekommen und schon längere Zeit hier lebt, wie es ihm geht, dann entgegnet er sicher: ausgezeichnet und lobt das Land über alle Maßen. Es wäre ja gräßlich, wenn er sich nicht glücklich fühlte. Von hier gibt es kein Weitergehen. Wer es drüben nicht mehr aushalten kann, dem winkt noch immer Amerika, das vielverlästerte und vielgepriesene, aber wenn er einmal hier ist, dann muß er zufrieden sein. Dieses Muß hat Manchen zum reichen Mann gemacht.

Doch ist man einige Zeit im Lande, dann hört man wohl von Demjenigen, welcher es im ersten Moment so krampfhaft gepriesen, kleine Bedenken, kleine Kritiken, die sich bei Leibe kein Anderer gestatten dürfte.

Mit Wonne stürzt er sich allwöchentlich auf seinen „Puck“, dieses in Wort und Bild gleich musterhafte Witzblatt, um zu ersehen, worüber er die nächste Woche schimpfen könne, das heißt nur Er! Wehe Dir, wenn Du Neuling Dir diese Freiheit nimmst. Es fliegen Dir so viele „Grünhörner“ um den Kopf, daß Dir grün und gelb vor den Augen wird.

VII.

Künstlerfahrten durch die Vereinigten Staaten.

1.

Wenn man kurze Zeit im Lande ist, so sind es die kleinen Abweichungen von der gewohnten Lebensart, das Verzichtenmüssen auf gewohnte Genüsse, welche sich recht unangenehm geltend machen, kleinliche Naturen werden dadurch so sehr irritirt, daß sie kein unbefangenes Urtheil haben für die Größe, für die unendliche Bedeutung dieses Landes. Wer in einer Stadt stillsitzt, kann auch niemals diesen Eindruck voll empfangen. Man muß dieses unermeßliche Land von Norden bis Süden, von Osten bis Westen durchreisen, sich in's Gedächtniß rufen, wie es an den meisten Stellen vor einem Menschenalter mag ausgesehen haben und man wird mit Hochachtung, mit Staunen erfüllt. Man sagt sich dann, mag rechts und links dir dies oder jenes fehlerhaft erscheinen, in einem Lande, in welchem menschliches Wollen so viel erreicht, kann Fehlerhaftes auf die Dauer nicht bestehen. Wir hatten auf unseren Fahrten Gelegenheit, Vieles zu sehen von dem, was die Vereinigten Staaten Sehenswerthes bieten; in Kansas City sollten wir nun sehen, wie in Amerika eine Stadt entsteht. Man kann dies hier auch viel deutlicher studiren als anderswo, weil das Terrain hügelig ist. Unser Hotel (Coates House) steht auf einem Hügel und man übersieht nicht nur einen großen Theil der neu entstehenden Stadt, sondern auch eine große Strecke des hübschen Missouri-Thales. Gleich gegenüber unserem Hotel steht das Theater, in welchem wir spielen sollen. Es ist hochelegant,

fast verschwenderisch reich ausgestattet. Dicht daneben, aber tief unten, ist ein erbärmliches Holzhaus. Doch die Tage des Holzhauses, um welches sich heute noch die jungen Schweinchen fröhlich wälzen, sind gezählt, denn immer näher rückt der Berg, welcher von emsigen Arbeitern aufgeschüttet wird, und in wenigen Wochen ist das Thal ausgefüllt, das Terrain eben und neue Bauten entstehen neben dem Opernhaus, welches heute noch einsam dasteht. Wo man sich hinwendet, sieht man abtragen oder ausfüllen. Mitten in der Straße sieht man zwischen den Häusern bis zu 30 Fuß tiefe Löcher, welche andeuten, wie viel Arbeit nöthig sei, um einen ebenen Bauplatz herzustellen, freilich muß der Nachbar wiederum 40 Fuß hohe Stein- und Lehmmassen abtragen, um eine ebene Fläche zu gewinnen. Leere Stellen gibt es noch mitten in der Stadt, dabei wird gebaut, als ob Kansas City im Gegensatz zu Rom in einem Tage fertig werden sollte. Wenn die Stadt einst fertig sein wird, wird man sie ihrer Lage wegen eine hübsche Stadt nennen können.

Ebenso hübsch als Kansas City ist St. Joseph gelegen, welches wir nach dreitägigem Aufenthalt in Kansas City besuchten. Da wir in St. Joseph nur an einem Abend spielen sollten, so mußten wir uns beeilen, um die Sehenswürdigkeiten bewundern zu können. Vor fast einem Jahre waren wir auf dem Rückweg von Californien über St. Joseph nach St. Louis gefahren. Damals herrschte große Unsicherheit auf dieser Bahnstrecke, auf welcher Jesse James und Genossen ihr Unwesen trieben. Doch wir hatten nichts mehr zu fürchten, denn Jesse James war vier Tage vor unserer Durchreise von seinem Schützling erschossen worden. Frau Geistinger, welche damals für ihre Brillanten gezittert hatte, wollte nun das Haus sehen, in welchem der nunmehr sagenumwobene Eisenbahn-Räuber lebte. Wenn man seine Lebensgeschichte liest, den enthusiastischen Ton bedenkt, in welchem die „Dime“ Literaten seine Thaten

preisen, so sollte man glauben, an seinem Hause eine Marmortafel zu finden mit der Inschrift: „Hier lebte und würgte Jesse James, Amerika's letzter Eisenbahnräuber." Doch nichts von Alledem. Ohne jede Bezeichnung liegt das unscheinbare Holzhäuschen auf einem hohen Hügel, von dem man die Stadt und den Missouri übersieht. Nur in der Stube, in welcher Robert Ford seinen Freund meuchlings niederschoß, sieht man noch die Blutflecken auf den Dielen. Zwar haben Reliquienjäger die Bretter zerschnitten, aber Blut dringt tief und färbt stark.

Frau Salzmann, die Besitzerin des Häuschens, welches Jesse James unter dem Namen Thomas Howard von ihr gepachtet hatte, erzählte der Frau Geistinger alle Details jener Begebenheit, die ja genügsam bekannt ist. Am Abend schickte sie ihr sogar ein Stück von der Tapete, welche die Stube bekleidete, als Jesse James erschossen wurde. Auch eine Huldigung! Wir hatten in St. Joseph, ebenso wie in Kansas City, vor vollem Hause gespielt, doch bestand das Publikum größtentheils aus Englisch-Amerikanern, trotzdem, namentlich in Kansas City, ziemlich viel Deutsche wohnen.

Am nächsten Tage kamen wir nach Omaha, welches ebenfalls am hügeligen Missouriufer hübsch liegt. Sonst ist die Stadt nicht besonders hübsch oder bedeutend, trotzdem sie den Knotenpunkt zahlreicher Eisenbahnen bildet. Doch fanden wir etwas Hochinteressantes und zwar in der Wohnung eines dortigen Musikers, der außerdem noch Cigarren-, Musikalien- und Juwelenhändler ist. Herr Meyer, dies ist der Name dieses vielbeschäftigten Herrn, ist sogar in seinen freien Stunden Indianer-Dolmetscher. Er hatte früher Handelsbeziehungen zu den nachbarlichen Indianern und hat noch heute seine Wohnung überfüllt mit den herrlichsten Erzeugnissen der indianischen Hausindustrie; Lederkleider mit Buntstickerei, Gürtel und Messerscheiden mit Perlenstickerei, hängen neben Tomahawks, Pfeilen, Köchern, Federnschmuck und Scalpen.

Auf mehreren Photographien sieht man Herrn Meyer mit Indianerhäuptlingen Hand in Hand. Man kann sich keinen drastischeren Anblick denken, als „Sitting Bull," den kühnen und gefürchteten, mächtig gebauten Häuptling in seiner vollen Kriegskleidung, den wallenden Federuschmuck auf dem Haupte, Hand in Hand mit dem schmächtigen, wohlfrisirten, geschniegelten Bleichgesicht „Box, ka-re, sha, hash, ta, ka" (Weißer, kraushaariger Häuptling mit einer Zunge); dies ist der Name, den die Indianer Herrn Meyer geben. Auf einem anderen Bilde sieht man Wilhelmj, den Geigerkönig, inmitten einer Gruppe Indianer. Herr Wilhelmj hatte sich von Herrn Meyer zu den Indianern geleiten lassen und dort den Namen „Sha, hush, ta, ka, hinsk, ta, rook, tu, ra, he" erhalten. Auf gut Deutsch soll das heißen: Der Häuptling, der es versteht, die Herzen mit Musik zu bewegen. Auch eine Kunstkritik. Leider hatten wir keine Zeit, die hundert Meilen entfernt lebenden Indianer aufzusuchen, denn wir mußten Montag den 12. früh Morgens weiter nach Des Moines, der Hauptstadt von Iowa. Bei der Einfahrt bemerkten wir sofort auf einem der Hügel, von welchen die Stadt eingeschlossen ist, ein seltsames Blinken. Es waren vergoldete Kuppeln und wie wir sogleich erfuhren, die Kuppeln des neuen State Kapitols, welche uns so freundlich begrüßten. Picknard, der auch das Kapitol in Springfield, Ill., gebaut hatte, starb, bevor das hiesige Kapitol, zu welchem er die Pläne geliefert hatte, auch nur halbwegs fertig war. Der Bau wurde an die Herren Bell und Hakenay übergeben, welche ihn nun der Vollendung entgegenführen. Die freie Lage auf dem Hügel verhilft dem Bau zu einer großen Wirkung. Die der Stadt zugekehrte Fronte besteht aus einem korinthischen Mittelbau. Die Säulen sind zierlich und gehen in Halbsäulen über, welche so die Verbindung zwischen dem korinthischen Mittelbau und den Seitenflügeln herstellen, welche die Formen der Spätrenaissance tragen. Um die hoch-

aufstrebende Kuppel laufen ebenfalls Säulchen, wodurch eine gewisse Harmonie mit dem Mittelbau hergestellt wird, währenddem vier kleine Kuppeln an den Ecken des Gebäudes eine Verbindung mit der vergoldeten Mittelkuppe geben, wodurch das Gebäude trotz der verschiedenen Style eine gewisse Einheit erhält. Kuppeln und Säulenporticus scheinen nun einmal das unbedingte Requisit bei einem monumentalen Gebäude im Lande zu sein. Es entspringt dies nur der Nachahmungssucht. Sowie die Straßennamen von einer Stadt in die andere übergehen, wie das erbärmlichste Hotel dieselben Speisen auf der Karte hat wie das größte, so muß auch jedes öffentliche Gebäude eine Kuppel haben, weil das Kapitol in Washington eine solche hat. Und wenn es nur ein Holzkuppelchen ist, eine Kuppel muß sein. Oft führt dies zu den größten Monstrositäten, aber hier ist jede Geschmacklosigkeit glücklich vermieden.

Die Details sind durchweg fein und sorglich ausgeführt bis auf die Säulenknäufe am Mittelbau und an den Seitenfronten, wo ebenfalls korinthische Säulenbaue den Eingang überdachen. Das Innere ist noch lange nicht fertig, aber das Fertige, namentlich die Fresken in der Kuppel, die vier Welttheile darstellend, ist hübsch. Die Bildhauerarbeiten sind durchweg schön. Das Fries an der Vorderfront zieren fünf weibliche Gestalten. Industrie, Landwirthschaft, Gelehrsamkeit und Gerechtigkeit stellen vier davon dar. Die fünfte Dame hält eine brennende Fackel in der rechten Hand, mit welcher sie die Gerechtigkeit beleuchtet. Ursprünglich dachte ich, dies sei das Licht, welches die Gerechtigkeit den Temperenzlern in Iowa aufgesteckt hat, aber ich ließ mich belehren, daß dies Bild die Beredsamkeit bedeute. Die Temperenz hat keine Allegorie bekommen auf dem neuen Kapitol von Iowa! Gambrinus sei Dank, nun werden die biedern Deutschen in Iowa ihr Bier in Frieden trinken können. Man muß zwar stille sein beim Trinken, namentlich wenn die Polizeistunde schlägt, denn die

Muckerei ist groß in Des Moines, aber man trinkt doch. Wenn ich bedenke, daß wir nunmehr durch drei Tage kein Bier trinken dürften, wenn der hohe Gerichtshof kein Einsehen gehabt, und den Gesetzentwurf der Legislatur von Iowa vernichtet hätte! Wir haben schon viel Strapazen erleiden müssen und sind glücklich darüber weggekommen, aber drei Tage ohne Bier hätten Direktor Amberg die Hälfte seiner Gesellschaft gekostet. Doch nun schmeckt der edle Gerstensaft doppelt gut. Immer wieder werden die Gläser frisch gefüllt. Prosit deutsche Gemüthlichkeit bei deutschem Bier! Hoch. Pereat, puritanische Muckerei, Pereat!

2.

Es sind kleine und nicht sehr bedeutende Städte, in die uns jetzt durch Wochen unser Beruf führt, aber dennoch bietet eine jede des Interessanten genug, um die freien Stunden hindurch anregende Unterhaltung zu gewähren. Gleich den drei Städten am Missouri haben wir nun drei Städte am Mississippi besucht. In Davenport kamen wir gerade an, als die Eisschollen des Stromes, durch einen linden Südwind gelöst, stromabwärts zu treiben begannen. Von unserem Hotel aus konnten wir das Stoßen und Drängen der mächtigen Eisblöcke beobachten, welche sich namentlich in Rock Island, welches Davenport gegenüber am linken Mississippi-Ufer liegt, mächtig aufgethürmt hatten. Dieses Hotel, Kemball House, ist eine Merkwürdigkeit, denn es liegt am Bahndepot und ist mit dem Theater zu einem Gebäude vereinigt, so daß wir viele Unbequemlichkeiten ersparten. Mehrere Kollegen kleideten sich in ihrem Zimmer an und gingen, vollständig geschminkt, die Hintertreppe hinunter auf die Bühne. Wie das Schlechte, pflegt auch das Gute selten allein zu kommen. So fanden wir denn in Davenport auch ein liebenswürdiges deutsches

Publikum und freundliche Fachkollegen. Die Deutschen Davenport's sind fast ausschließlich Plattdeutsche, ein gemüthliches, kerniges und tüchtiges Völkchen und urdentsch in jeder Regung. Dafür spricht schon, daß in dieser Stadt schon seit 20 Jahren ein recht anständiges deutsches Theater besteht. Es wird manchem Leser einseitig und ungerecht erscheinen, daß ich den geistigen Werth einer Stadt darnach beurtheile, wie sich dieselbe zum Theater stellt, und dennoch hat dieser Standpunkt eine historische Berechtigung, auf die näher einzugehen hier nicht der Platz ist. Genug dem, das Deutschthum in Davenport ist ein liebenswürdiges und theaterlustiges. Es wird zwar und ebenso wie in Kansas City, in Buffalo und Omaha, in einer Halle und nur Sonntags gespielt, aber das Lokal ist so geräumig, als das Apollo-Theater in St. Louis und das Stadttheater in Milwaukee. Wird doch in den Ver. Staaten gegenwärtig nur in fünf wirklichen Theatern deutsche Komödie gespielt, von denen zwei in San Francisco und in Chicago nur für den Sonntag gemiethet werden, während das Germania-Theater in New York mit Ende dieses Monates seine Pforten schließt und auch das altbekannte Milwaukeer Theater im Erlöschen zu sein scheint. Bei dieser traurigen Lage des Theaters scheint es um so achtenswerther, wenn ein Theater durch 20 Jahre ungefährdet erhalten wird. Die Lage des deutschen Schauspielers in den Vereinigten Staaten ist eine höchst kritische. Kommt ein Schauspieler herüber und gefällt er nicht, so schimpft er soviel als möglich über das Land und geht auch schimpfend wieder zurück nach Europa. Wer aber gefallen hat, wer außer der guten Gage, jedenfalls einer besseren wie in Deutschland, die unbegrenzte Gastfreundschaft der Amerikaner kennen gelernt hat, geht nicht gern fort aus diesem Lande. Nur gibt es leider für den Schauspieler hier kein Vorwärts. Wer in einer Stadt des Westens angefangen hat, der kann nur schwer oder gar nicht nach New York

kommen, und wer in New York debütirte, hat das Höchste schon erreicht. Ist das Engagement beendet und ein Wieder-Engagement durch Zerwürfniß oder Uebersättigung des Publikums, welche hier schneller einzutreten scheint, als in Europa, unmöglich, so muß der Schauspieler an kleinere und kleinste Theater gehen, so weit eben der „Vorrath" reicht. In Orten, wo nur einmal wöchentlich gespielt wird, muß der Schauspieler eine anderweitige Anregung suchen. Viele finden sie in einer bürgerlichen Beschäftigung, welche sie nach und nach gänzlich vom Theater abzieht. Der Schauspieler muß demnach, wenn einmal eingelebt, zwar nie Noth leiden, aber die Kunst. Solche Schauspieler nun, welche des lieben Geldes wegen in ihrer Stellung zurückgegangen sind, fanden wir in jedem Orte, wo deutsches Theater gespielt wird. Aber überall fanden wir dieselben verbittert und uns gegenüber ungerecht. Eine Ausnahme machten die Kollegen in San Francisco und zuletzt in Davenport, wo die einheimischen Kollegen sogar Frau Geistinger mit Blumen überraschten. Diese Ehrengabe der Kollegen erfreute Frau Geistinger außerordentlich. So verlebten wir denn in Davenport vier angehme Tage. Im Museum der „Academy of Natural Sciences" besahen wir die höchst interessanten prähistorischen Funde, von denen uns vier Schieferplatten mit eingegrabenen Figuren am meisten interessirten. Mr. W. H. Pratt, der Custos des Museums, gab uns einige interessante Vermuthungen über die Bedeutung dieser vorsündfluthlichen Zeichnungen zum Besten, aber so lange man diese amerikanischen Hieroglyphen nicht lesen kann, scheint jede Vermuthung vage. Sonst bietet die Stadt nichts Sehenswerthes und in Rock Island scheint mir nur das Arsenal einigermaßen beachtenswerth. Von Davenport ging es stromabwärts nach Burlington und Quincy. Weder in ersterer noch in letzterer Stadt war der Kassenerfolg besonders günstig, trotzdem, namentlich in Burlington, durch Herrn

Dresslinger von der „Jowa Tribüne“, einen Freund unserer Gesellschaft von Milwaukee her, wo derselbe am „Herold“ thätig war, das Publikum gehörig vorbereitet wurde. Burlington bietet nichts Interessantes außer der schönen Aussicht auf den Mississippi, welcher bis nach Quincy hin von Inseln übersäet scheint. Auch in Quincy auf der höchsten Spitze der Kuppel, welche das sonst schöne Courthaus verunziert, hat man eine herrliche Aussicht auf den Strom mit seinen dichtbewaldeten Inseln.

Neun Tage hatten wir in Jowa verlebt und wir fühlten uns leichter, als wir in Quincy frei und offen selbst nach dem Theater unser Glas Bier trinken durften, ohne von dem Wirth taxirt zu werden, ob wir die nöthigen 21 Jahre schon erreicht haben, da es bei schwerer Strafe verboten ist, einem Minderjährigen geistige Getränke zu verkaufen. Der Geist scheint eben verpönt zu sein in Jowa! In Quincy verließen wir den Mississippi, der hier durch die hügeligen Ufer und malerischen Inseln reizvoller erscheint, als auf seinem ganzen weiteren Laufe. In wenigen Stunden hatten wir Springfield, den Sitz der Legislatur von Illinois, erreicht. Die Stadt sieht trotz ihrer 25,000 Einwohner recht unbedeutend aus, dennoch birgt sie einen unvergleichlichen Schatz: die Leiche Lincolns. Auf dem Oak Ridge Cemetery in einem mächtigen Steinbau ruhen die sterblichen Ueberreste des unvergessenen Mannes. Ueber der Gruft erhebt sich das in colossalen Proportionen ausgeführte Denkmal: ein hoher Obelisk, an dessen Vorderseite das Erzstandbild Lincolns angebracht ist, während an den vier Ecken Erzgruppen, die vier Militärbranchen, Artillerie, Cavallerie, Infanterie und Marine darstellen. Wie mir scheint, der unpassendste Schmuck für ein Lincoln-Denkmal. Doch was braucht auch das Grab dieses Mannes sichtbaren Schmuck? Sein Name wird genannt werden mit denen der Ersten der Welt, so lange dieser Ball nicht in seinen Fugen

wankt. Siebenundzwanzig Staaten haben ihre Namen eingegraben auf den Tafeln, welche um das Piedestal des Monumentes laufen und fast ebensoviele Millionen Menschen halten heute noch treu an der Fahne der Partei, welcher Lincoln angehörte. Sie halten fest zum alten Panier, welches er mit seinem Blute heiligte, weht dies auch nicht mehr zum frischen und frohen Kampfe. Und schaarte sich auch mancher elende Mucker, manch erbärmliches Menschenkind darunter, es folgen doch Millionen von B r a v e n den alten Führern. Es gibt im hiesigen Parteileben keine wichtigen Ziele zu verfechten, welche in der einen Partei schwerer als in der anderen zu erreichen wären, aber namentlich der Deutsche folgt dem Rufe der Führer, welche mitstritten im Kampfe für Menschenrechte, sie folgen der historischen Partei. Wenn aber einst ein gewaltiger Geist erstehen wird, der hoch erhaben über das Kleinliche und Erbärmliche des heutigen Parteitreibens eine Fahne aufrollen wird, unter deren Schatten weder erbärmliche, heuchlerische Muckerei, noch deutschfeindliches Bourbonenthum*) Platz finden soll; ein Mann, der dieses Paradies der Freiheit reinigen wird von allem wuchernden Unkraut, der es wagt, die giftige Schlange mit ihren unzähligen Köpfen, die die Früchte dieses Landes vernichten, zu zertreten, dann soll er vor den Sarkophag dieses Märtyrers treten und sich heiligen an dem, was sterblich war an der freien Nation freisinnigstem Sohn. Doch die leichtbewegten Gedanken schwärmen aus und ich stehe noch immer in dem Raum, welcher an die Gruft stößt, und in welchem die Reliquien, die Andenken an diesen herrlichen Mann, aufbewahrt werden. Neben Beileidsbezeugungen aus allen Welttheilen, neben einem Band mit dem Blute des Hingemordeten, neben dem Stein, welchen Rom von seinen Mauern, die noch Servius Tullius, der antike Freiheitsheld, errichtet

---

*) Eine den Deutschen feindliche Parteigruppe.

haben soll, losgelöst, sorgfältig in einem Glasschrank verwahrt, zeigt man dem erstaunten Besucher die Diebswerkzeuge, welche Einbrechern abgejagt wurden, als sie die Leiche Lincoln's rauben wollten! Ist es denn möglich? Ist denn Niemand da, der diesem Skandal ein Ende macht? Wohl, es fanden sich versumpfte, erbärmliche Geschöpfe, welche die Leiche des hohen Mannes rauben wollten, gräßlich, aber wahr. Haben sich ja Mörder gefunden für einen Lincoln und Garfield. Schleppt nun die Weltgeschichte die Namen dieser Elenden mit sich, wie sie in unerschütterlicher Consequenz auch einen Herostrat — nennt, zu was solch hündischen Seelen von Leichenräubern ein Museum errichten in dem Heiligthum der Nation? So steht das Erhabene nirgends dem Lächerlichen näher, als in diesem Lande und unter der Hand noch wird das Heiligenbild zur — Carricatur! — —

Der unglaublich redselige Aufseher spricht eine halbe Stunde lang über den Raubversuch und kommt immer wieder darauf zurück, so daß von einer ernsten Betrachtung keine Rede mehr sein konnte. Wir wanderten wieder der Stadt zu und kamen an der Fabrik der bekannten „Ill. Watch Comp." vorbei. Da einige Kollegen Lust hatten, die Fabrikation der mit Recht berühmten amerikanischen Uhren zu betrachten, so begehrten wir Einlaß. In freundlichster Weise wurde unser Verlangen erfüllt und ein intelligenter junger Mann, der uns als Führer attachirt wurde, erklärte uns aufs Genaueste die Thätigkeit der 800 Arbeiter und Arbeiterinnen, denn so viele sind gegenwärtig hier beschäftigt. Dieses freundliche Entgegenkommen haben wir hier noch in allen Anstalten und Fabriken gefunden, währenddem in Deutschland das bekannte „Fremden ist der Eintritt verboten", schon von der Anfrage zurückschreckt. Jeder einzelne Arbeiter betrachtet den Besucher als Gast der Fabrik und mit freundlichster Miene unterbricht er seine Arbeit, um eine Erklärung zu geben, trotzdem jeder Zeitverlust ihm zugleich

ein Geldverlust ist. Der Fremde kann aus dieser Kleinigkeit ersehen, daß die bekannten amerikanischen Lieblingssprichwörter "Time is money" und "Help yourself" lange nicht so streng das Leben regieren, als man glaubt. Die unbegrenzte Gastfreundschaft und Hülfsbereitschaft des Amerikaners versteckt sich gern hinter einen gleichgültig scheinenden "help yourself", welches man aber erst dann zu hören bekommt, wenn einem die volle Schüssel vorgesetzt wird. Und mit dem "Time is money" wird es auch nicht allzu streng genommen. Dies sah ich im State Kapitol von Illinois, wo gerade die Legislatur tagte. Ich kam vor Beginn der Sitzung, welche recht unpünktlich anfing. Es war das erste Mal, daß ich eine gesetzgebende Versammlung in Amerika sah und ich muß gestehen, daß sie einen besonderen, aber durchaus nicht würdigen Eindruck machte. Die Herren saßen in ihren Fauteuils und lasen die Morgenzeitungen, währenddem eine Petition vorgelesen wurde; Einzelne hatten die Füße auf dem Pult, welche beliebte landesübliche Stellung wohl eher für eine Kneipe paßte; Ein Anderer hatte seine Frau mitgebracht und ein Dritter seinen kleinen Jungen, der mit Behagen an einer Orange lutschte. Ich enthalte mich jeder Bemerkung darüber, aber ich denke, eine Volksvertretung müsse jederzeit eine gewisse Würde wahren. Vielleicht werden die Gesetze nicht schlechter dadurch, daß ein Abgeordneter die Füße aufs Pult legt, aber besser werden sie bestimmt nicht davon, ebensowenig als vom Herumfuchteln mit den Händen bei der Abstimmung, denn es haben trotzdem so viele Beschlüsse weder Hand noch Fuß.

Zu näherer Betrachtung des Gebäudes, welches weder von außen noch von innen vollständig ausgebaut ist, hatten wir keine Zeit, da wir nur einen Abend hier spielten, und am nächsten Morgen schon nach Bloomington und von dort, nach einer Vorstellung, nach Chicago fuhren.

Wir haben in letzter und diesjähriger Saison je 14 Tage

in Chicago gespielt und gehörten diese Wochen zu unseren angenehmsten Erinnerungen. Das Theaterpublikum ist liebenswürdig großstädtisch, und, was die Hauptsache ist, zahlreich, so daß auch Hr. Direktor Amberg bei Nennung dieser Stadt schon schmunzelt. Eine ähnliche Huldigung hat unser Manager sonst nur noch für New York und St. Louis. Nicht als ob wir nicht auch in anderen Städten glänzende Geschäfte gemacht hätten, aber bis ein Manager schmunzelt, dauert es lange.

Diesmal kamen wir nur für einen Sonntag nach Chicago, um Abschied zu nehmen, und ein brechend volles Haus hatte sich zu dieser Vorstellung zusammen gefunden. Vor der Vorstellung durchwanderten wir nochmals die schöne Stadt. Mit der Cabelbahn, welche der in San Franzisko nachgebildet wurde, durchfuhren wir die breiten Straßen, welche, sonst gedrängt voll mit Menschen und Wagen, heute sonntäglich leer sind. Wir durchmessen die Parks, welche die ganze Stadt umschließen und sagen Allen ein letztes „Lebewohl". Chicago hatte schon bei unserem ersten Aufenthalt einen angenehmen und großstädtischen Eindruck auf uns gemacht, der sich bei längerem Aufenthalt noch steigerte. Auch die deutsche Gemüthlichkeit, welche uns den Aufenthalt in St. Louis so angenehm machte, fehlte uns nicht ganz, da in Chicago sehr viele Oesterreicher und Ungarn leben, wodurch wir in öftere Berührung mit dem Publikum kamen.

Doch nun heißt's Abschied nehmen von dieser schönen und mächtigen Stadt, welche dem Fremden doppelt großartig erscheint, wenn er bedenkt, daß dieselbe vor etwas mehr als einem Jahrzehnt ein Schutthaufen war. Heute stehen in der Michigan Avenue Häuser, die einer jeden Stadt zur Zierde gereichen würden, und das Courthouse und City Hall ist ein prachtvolles Gebäude, welches nur den einen Fehler hat, daß es von der Nachbarschaft verdeckt wird, da es weder auf einem hohen noch freien Platze steht. Die zahlreichen Theater werden sehr gut

besucht. Auch die deutschen Vorstellungen in McVicker's Theater und in den beiden Turnhallen werden allsonntäglich vor vollen Häusern gegeben.

Zum letzten Male spielen wir nun vor diesem Publikum, unter welchem wir manch liebes Gesicht entdecken und nochmals heißt's „Lebewohl. Ade, leider auf Nimmerwiedersehen!"

3.

In den letzten vier Wochen haben wir vierzehn Städte besucht, von denen nur Kansas City und Indianapolis über 80,000 Einwohner zählen, während die übrigen zwischen 20,000 und 40,000 variiren. Chicago kommt da nicht in Betracht, da wir es nur ganz zufällig berührten. Es war das erste Mal, daß unserer Gesellschaft solche Strapazen zugemuthet wurden, welche den englischen Gesellschaften selbstverständlich erscheinen, und ich muß gestehen, daß ich einen jeden Schauspieler beneide, der eine genügend kräftige Constitution hat, um dies auf die Dauer auszuhalten. Freilich spielen die amerikanischen Gesellschaften des Sonntags gar nicht oder selten, während wir 8—9 Vorstellungen in der Woche haben. Frau Geistinger leistet wohl das Erstaunlichste an Ausdauer, aber wenn sie je in dieser Saison absagen ließ, geschah es nach diesen kleinen Marterstationen, welche an Leib und Seele zehren. So lange in Amerika das Theater in dieser Weise versorgt wird, ist an eine gedeihliche Entwickelung der dramatischen Kunst gar nicht zu denken. Der Schauspieler ist von den kleinlichen Sorgen der dauernden Reiserei vollständig eingenommen, der Körper ermattet und die Komödie leidet darunter in unglaublicher Weise. Diese Stunden, welche der amerikanische Schauspieler in Eisenbahnwagen zubringt, sind das Gift, an welchem das Theater langsam hinstirbt. Wir geben uns alle Mühe, wenigstens die Langweil. von uns ferne

zu halten und gewöhnlich gelingt dies auch. Es werden Anekdoten erzählt, gelacht und gesungen, daß die Leute auf den Stationen verwundert zu den Fenstern unseres Waggons aufsehen. Oft werden ganze Opern aufgeführt, die während der Fahrt gedichtet und componirt werden. Am billigsten kommt der Liberettist dabei weg, denn die Handlung muß der mangelhaften Scenerie wegen sehr einfach sein. Eine der Opern besteht nur aus den Worten: „Ich habe mein Messer verloren, mein Messer ist dahin. O wäre ich nie geboren, mir blühet nicht Gewinn.“ Die Oper ist nur einaktig, aber effektvoll. Und wenn im Finale der Tenor sein Klagelied über das verlorene Messer anstimmt, Baß und Bariton im tiefsten Schmerz einstimmen, der Sopran in den gewagtesten Coloraturen das Me—e—e—esser trillert, während der Chor in harmonischem Durcheinander die Begleitung verübt, dann ist es selbst für den Kenner schwer zu unterscheiden, ob Unsinn oder das Finale einer italienischen Oper gesungen wird. Hie und da werden auch erstere Themata behandelt und am interessantesten ist es, wenn Frau Geistinger aus ihrem Leben erzählt. Wenn wir erstaunt fragen, wie es möglich sei, bei all diesen Strapazen täglich zu spielen und zwar unverdrossen solch große Parthien zu bewältigen, dann erzählt sie, wie sie in Noth und Elend gelebt hatte, wie sie abgehärtet wurde in der Schule des Mangels, wie sie, ein halbes Kind, ihre Mutter, Schwester und deren Kind erhalten mußte und wie in Arbeit und Noth ihre Willenskraft erstarkt sei.

Es sind keine freundlichen Bilder, die sie heraufbeschwört, aber es muß ihr doch zur Genugthuung gereichen, daß sie ihre Stellung und Vermögen der eigenen Kraft verdankt. In den Ernst, welchen diese Erzählungen hervorrufen, tönt wiederum heiteres Lachen. Gustav Schulze erzählt, wie er sich an seinem Regisseur rächte, der ihm die ersten Schritte auf der Bühne recht schwer gemacht hatte. So oft nämlich besagter Regisseur

auf der Bühne beschäftigt war, schlich Schulze in seine Garderobe und bestrich ihm die innere Seite der Schuhspitzen mit Limburger Käse. Wenn nun der Mann nach der Vorstellung nach Hause kam und sich warm gegangen hatte, so entfaltete sich beim Ausziehen der Schuhe ein Duft, der nicht sehr angenehm gewesen sein soll. Der arme Mann wurde seiner vermeintlichen Schweißfüße wegen ganz melancholisch, bis Schulze ihm ein probates Mittel anrieth, welches denn auch half, da die Stiefel nicht mehr präparirt wurden. Natürlich kam Schulze dadurch in Gunst und spielte fortan die schönsten Rollen. Aehnliche humoristische Anekdoten folgen der einen und man vergißt auf Stunden die unangenehme Lage, in der sich der Schauspieler während der täglichen Reisen befindet.

Von Chicago waren wir für drei Tage nach Indianapolis gefahren, wo wir schon früher an einem Abend gespielt hatten. Indianapolis ist eine reizende Stadt. Breite Straßen, schöne Wohnhäuser und prächtige öffentliche Gebäude fallen sehr angenehm auf. Gegenwärtig wird an einem neuen State Capitol gebaut, welches, den Plänen nach, der Hauptstadt von Indiana zur Zierde gereichen wird.

Von Indianapolis fuhren wir nach Terre Haute, Lafayette, Fort Wayne und schließlich nach Cincinnati. Endlich, nach vierwöchentlichen Kreuz- und Querzügen, winkt ein angenehmer Aufenthalt von 8 Tagen; zwar, wenn man in Cincinnati einfährt, wenn gerade die Wolken ihre Schleusen geöffnet haben, sieht es nicht sehr verlockend aus. Macht schon die Stadt bei gutem Wetter, des dichten Rauches wegen, keinen freundlichen Eindruck, so sieht sie im Regen, welcher einen Koth erzeugt, der noch über den in St. Louis geht, geradezu trostlos aus.

Aber wir kennen Cincinnati schon und lassen uns durch das Aeußere nicht abschrecken. Wo wir hinkommen, strecken uns liebe Bekannte die Hände entgegen und bald sind auch die neuen Mitglieder heimisch. Und als ob der Himmel unsere

Zuversicht lohnen wollte, läßt er am nächsten Tage wieder die Sonne scheinen über Cincinnati. Aber auch nur über Cincinnati, denn hinein in die Stadt dringt nur ein krankhafter Schein, welcher eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Sonnenstrahl hat. Wir benützen die schönen Tage zu Ausflügen nach Spring Grove Cemetery, nach Clifton, der wunderbaren Villenstadt, und schließlich nach Bellevue und Highland, von wo man einen schönen Ueberblick über den Kessel hat, in welchem die Stadt liegt. Gegenwärtig erregen hier die Auctionen der Sitze für das „Dramatic Festival" ungewöhnliches Interesse. Am ersten Tage wurden 867 Sitze für 30,000 und einige Hundert Dollars verkauft. Die Musik-Halle enthält 3720 Sitze und man hofft daher auf einen Erlös von mindestens 90,000 Dollars. Eine fabelhafte Summe für 8 dramatische Vorstellungen, worunter zwei Matineen. Freilich spielt außer Booth, der noch immer in Deutschland weilt, der Janauschek und Modjeska, so ziemlich Alles, was einen Namen hat in der amerikanischen Kunstwelt.

Ob dergleichen Aufführungen im Stande sein werden, die dramatische Kunst zu heben, ist eine Frage, die ich nicht ohne Weiteres bejahen möchte.

Wurde doch von bedeutenden Kunstkritikern Europa's über die „Münchener Mustergastspiele" der Stab gebrochen. Für den Amerikaner freilich ist es von besonderem Interesse, vier oder fünf „Stars" und bedeutende „Stockactors" zusammen spielen zu sehen. Man hat zwar selbst in kleinen Städten Gelegenheit, alle bedeutenden Schauspieler zu sehen, aber gewöhnlich in einer mäßigen Umgebung. Hier nun kann man die Anderson, Morris, Rhéa, Barret, McCullough, Murdoch und Goodwin u. s. w. entweder an einem Abend oder in verschiedenen Vorstellungen kurz nacheinander sehen. Man kann Vergleiche ziehen, man kann sein Urtheil schärfen und was die Hauptsache ist: man kann einige klassische Komödien mit

einem gutem Ensemble und glänzender, stylvoller Ausstattung sehen.

Was das rein Künstlerische betrifft, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die in München gerügten Mängel hier noch hervorstechender sein werden.

Der amerikanische „Star“ ist gewöhnt, daß seine ganze Umgebung unbedingt in ihm aufgeht: er cultivirt das Virtuosenthum in seiner höchsten Potenz.

Wie soll nun in wenigen Proben—denn lange kann man die Künstler, welche mit ihren ganzen Gesellschaften kommen, nicht aufhalten — mit diesen in ihrer virtuosen Eigenheit großgezogenen Mimen ein Ensemble geschaffen werden? Die verschiedenen Dialekte kommen ebenfalls in Betracht. So spricht die Rhea, welche von der französischen Bühne zur englischen überging, ein eigenthümliches Englisch. Zwar ist der Amerikaner auf ein Ensemble in unserem Sinne gar nicht erpicht. Wie oft passirte es Frau Geistinger, welche nicht, wie die hiesigen „Stars,“ alles zurückdrängt, sondern eine anerkannt vorzügliche Gesellschaft mitführt, und sich in den Proben keine Mühe verdrießen läßt, Jeden an seinen richtigen Platz zu stellen, daß die Leute im Publikum ganz erstaunt frugen: „Ja, ist das die Geistinger? sie spielt ja gerade so wie die Andern!“

Die Presse hatte nicht genug Worte des Lobes für unser Ensemble, aber das Gros des Publikums ist den alleinglänzenden „Star“ gewöhnt. Hoffen wir, daß diese Mustervorstellungen nach und nach eine Aenderung hervorbringen werden. Die Theilnahme des Publikums ist eine enorme.

90,000 Dollars—360,000 Rm.—210,000 Gulden für sechs klassische Komödien, sind eine in Europa unerhörte Summe. Die sechs Stücke sind: „Julius Cäsar,“ „Romeo und Julie,“ „Viel Lärm um Nichts,“ „Othello,“ „Hamlet“ und „Der Bucklige!“ Ein Land, welches solche Summen für künstlerische Zwecke aufbringen kann, müßte eigentlich eine weit

hervorragendere Kunst aufzuweisen haben. Freilich zahlt die Neugierde die höchsten Preise, aber in Europa pflegt dies auch der Fall zu sein. Jedenfalls kommt diese bedeutende Summe einem edlen Unternehmen zu Gute, da der etwaige Reingewinn die alljährliche Wiederholung des dramatischen Festes sichern soll. Ohne Zweifel werden diese Vorstellungen einen größeren künstlerischen Werth haben, als das „Opernfestival," bei welchem Oberst Mapelson den Löwenantheil einsteckt, ohne mehr zu bieten, als sein Personal, welches die kunstliebenden Cincinnatier mit einem großen Chor und Orchester verstärkten. Die dramatischen Feste aber sollen ein nationales Unternehmen werden, welches der amerikanischen Schauspielkunst zu größtem Vortheil gereichen kann. Unsere Vorstellungen sind sehr gut besucht und was für uns Schauspieler die Hauptsache ist: wir spielen wieder vor einem bekannten, liebenswürdigen und verständigen Publikum.

In der letzten Vorstellung von „3 Paar Schuhe" passirte allerdings Etwas, was auf eine naive Auffassung des Theaters hindeutet. Im letzten Akt dieser Posse kommt Frau Geistinger bekanntlich in einem kurzen Maskencostüm, welches ihr, als Schustersfrau, sehr unbequem und „schanirlich" vorkommt. Unter Anderem sucht sie auch ihr Taschentuch, welches sich natürlich in dem fremdartigen Costüm nicht vorfindet. Wie sie nun klagte, „wan i nur mei Schnupftüachl hätt"! da warf eine mitleidige Seele von der Gallerie ein schon stark strapazirtes Nasenreinigungsinstrument hinunter auf die Bühne. Frau Geistinger nahm das Tuch zum Gaudium des Publikums vorsichtig auf und verneigte sich dankend nach der Richtung, von wo aus ihre reizende Spielnuance eine solch' seltene Huldigung erfahren.

So reizend sich dieser kleine Vorfall anhört, so ungern erzähle ich ihn, denn ich fürchte, der fremde Leser könnte sich dadurch zu einem falschen Urtheile über das Theater-Publikum

in einer solch' bedeutenden Stadt wie Cincinnati verleiten lassen. Meiner Meinung nach kommen auch in große europäische Theater Leute mit der allernaivsten Auffassung vom Theater. Nur wagen sie es nicht, ihrer Empfindung Ausdruck zu geben, während hier Jedermann gewöhnt ist, sich frei zu bewegen. Ich lobe dies nicht, aber ich entschuldige es. Wir haben ziemlich oft solch' komische Zwischenfälle erlebt. So ließ sich in Chicago ein Zuschauer hinreißen mitzujuachezen, als wir in „Drei paar Schuhe" im Quodlibet das bekannte Volkslied „Zwei Sterndeln am Himmel" sangen, welches mit einem „Juachezer" endigt. In diesem Falle möchte ich sogar behaupten, daß der Herr ein Oesterreicher oder Baier war, denn der „Juchschrei" klang recht heimisch, als ob der Schreier sich zurückversetzt gefühlt hätte in die Heimath und im süßen Selbstvergessen aufgejauchzt hätte, als der bewußte Schrei erklang. Solche unbewußte Aeußerungen des Zuschauers, so komisch sie im Augenblick auf das Publikum, wie auf den Künstler wirken, sind doch eine unvergleichliche Huldigung der Schauspielkunst. Weniger schmeichelhaft war folgende enthusiastische Aeußerung eines Zuschauers, die ich in New Orleans belauschte. Es war in der ersten Aufführung der Operette „Capitain Nicol," wo Frau Geistinger in der kleidsamen Uniform geradezu fascinirend aussieht, als ein junger Mann seinen Freund frug: Du, wie gefällt der de Geistinger? Dieser ganz verzückt und in tiefster Anschauung versunken, sagte nichts als „G o t t h a st e B e i n"! Solcher Scherze hätte ich eine Legion, aber die ernsthafte Chronistenpflicht fordert ihre Rechte und ich soll noch von Cincinnati erzählen. Am letzten Tag unseres Aufenthaltes, Sonntag, den 8. April, bot uns die Stadt einen Anblick, den wir noch nie genossen hatten: die Stadt war rauchfrei. Die Fabriken feierten und die Sonne drang mit Macht durch die sonst trübe Luft. Zum ersten Mal konnten wir die hübschen Gebäude würdigen, an welchen

Cincinnati keinen Mangel hat. Besonders interessant sind die Kathedrale, die neue protestantische Kirche, die Synagoge und das neue „Customhouse" sammt Post-Office, welches noch nicht ganz fertig ist.

Sonst hat sich in Cincinnati nichts Neues zugetragen. Fritz Hassaurek bleibt noch nächsten Sommer und vielleicht auch nächsten Winter in Europa, von wo er seine interessanten „Wanderungen durch die alte Welt" für das „Volksblatt" schreibt, welches in seiner Abwesenheit von Herrn Albrecht redigirt wird. Sonst ist, wie gesagt, Alles beim Alten in Porkopolis.

Man scheint sich hier weder die Ueberschwemmung, von der übrigens keine Spur mehr zu sehen ist, noch die Ausschließung des amerikanischen Schweines in Deutschland sehr zu Herzen genommen zu haben. Und der Schinken schmeckt in Cincinnati besser denn je. Das Trinkwasser ist noch immer so schmutzig wie früher; die Cincinnatier empfehlen es noch immer jedem Fremden als sehr gesund und trinken es noch immer — — nur mit Hopfen und Malz vermengt.

Unsere Gesellschaft hat sich während der acht Tage glänzend erholt; aber dennoch haben wir einzelne Krankheitsfälle zu verzeichnen. Herr Paffhausen, ein vorzügliches Mitglied unseres Chores, bleibt in Cincinnati zurück, da ihn eine heftig auftretende Gesichtsrose an's Bett fesselt. Kapellmeister Novak leidet an Gelenkrheumatismus und humpelt, auf einen Stock gestützt, zum Dirigentenpult. Selbst Pittel, der Hund, ist wegen partieller Lähmung am Auftreten gehindert.

Doch die Frühlingssonne lächelt hernieder und ihre milden Strahlen werden hoffeentlich bald alle Schäden heilen. Und was die Sonne nicht heil, heilt die Hoffnung auf die Heimkehr. In 14 Tagen sind wir in New York, das lustige Comödiantenleben ist zu Ende und in weiteren 14 Tagen eilt alles der Heimath zu, was nicht in diesem Lande eine zweite Heimath gefunden.

Unsere letzten Fahrten verklären das herrliche Sonnenlicht und der heitere blaue Himmel, die alle Beschwerden leichter erscheinen lassen und Alles verschönern, was wir bisher nur in trübselig winterlicher Beleuchtung gesehen haben. Wer weiß, wie ganz anders das Urtheil verschiedener Künstler über die Binnenstädte des Landes lauten würde, wenn sie dieselben nicht im trüben Herbstes- oder Winternebel und Schmutz gesehen hätten.

Das Wetter übt selbst auf den schärfsten Denker seine Wirkung. Und wir, die wir keinen Anspruch auf dieses Epitheton erheben, wir geben uns ganz dem Zauber des sommerlich heißen amerikanischen Frühlings hin. In sommerlicher Kleidung hatten wir uns in Cincinnati, Montag, 9., am Bahnhof zusammengefunden und zogen, frei der lästigen Reisehüllen, vorerst nach Hamilton, wo wir einen Abend spielten und dann weiter nach Springfield, Ohio. Springfield, Ohio, ist weitaus schöner und bedeutender als Springfield, Ill., aber die temperenzwüthige Einwohnerschaft verdirbt den guten Eindruck, den die Stadt macht. Wehe Dir, geehrter Leser, wenn Du in dieser Stadt nach 10 Uhr Abends Durst verspüren solltest. Wasser, schnödes Wasser wird Dir vorgesetzt, wenn Du um diese Zeit nach Bier verlangst. Solltest Du aber von allzuvielem Wassergenuß und vor Ekel über dieses heuchlerische Treiben Uebelkeiten bekommen und Dein vorsorgliches Weibchen wollte Dir auf einem Alcoholbrenner schnell einen Thee bereiten, dann sende um Gottes Willen kein männliches Individuum nach Sprit, denn eher bist Du an der Wasserschen gestorben, als daß Du den gewünschten Sprit erhältst; es wäre denn, Du kennst die Sitte, und giebst dem dienstbaren Geist einen Zettel mit, der bezeugt, daß derselbe keinen Sprit sauft.

Doch diese zwei Tage wären ja auch vorüber und frohen Herzens sagen wir der Stadt Lebewohl.

In der Nähe des Depots werfen sich einige Jungen Steine an die Köpfe und das Heulen des einen Bengels belehrt uns, daß Springfield, O., wenigstens einen offenen Kopf zu verzeichnen hat.

In wenigen Stunden hatten wir Columbus, die Hauptstadt von Ohio, erreicht, wo wir vier schöne Tage verlebten. Die Stadt ist an und für sich hübsch und die vielen Staatsanstalten geben ihr ein eigenartig vornehmes Gepräge. In erster Reihe fällt das Kapitol auf; ein massiver, viereckiger Steinbau im allereinfachsten Styl, aus dem sich ein ebenso einfacher Rundbau erhebt. Dieser thurmartige Bau hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem Narrenthurm in Wien. Ob der Architekt vorgeahnt hat, daß einst unter diesem Bau Sonntagsgesetze gemacht werden? Doch alle Hochachtung vor dem Staate Ohio, welcher in so glänzender Weise für seine leidenden und verkrüppelten Bürger sorgt. In den vier Tagen unseres Aufenthaltes haben wir nicht weniger als sechs Staatsanstalten besucht, welche der leidenden Menschheit gewidmet sind. Das Irrenhaus, Krankenhaus, Taubstummenanstalt, Blindeninstitut, Kinderheim und Idiotenasyl sind alle gleich reich dotirt und wie es scheint, musterhaft geleitet. Außer dem Kinderheim, in dessen Leiter, Herrn Dr. Schatz, unsere Kollegin Frl. Schatz, ganz unvermuthet, einen Cousin fand, war es namentlich das Idiotenasyl, welches uns lebhaft interessirte.

Es ist rührend, mit welcher Sorgfalt und Geduld die meist sehr jungen und hübschen Lehrerinnen bemüht sind, die ihnen anvertrauten, von der Natur vernachlässigten Geschöpfe zu einem menschenwürdigen Dasein zu erziehen. Welchen Segen könnte eine solche Anstalt in den europäischen Gebirgsländern, namentlich in den Alpen stiften, wo der Trottel, Tep oder Tost, wie die Idioten genannt werden, in erschreckender Masse vegetirt. Frau Geistinger war von den Leistungen der Kinder, welche wir lesen, schreiben, rechnen, musiciren, tanzen und

turnen sahen, ganz entzückt und lud schließlich die Lehrerinnen zum freien Theaterbesuch ein. Zum Schluß besuchten wir noch das Staatsgefängniß, wo ein deutscher Beamter, Herr Bühne, in freundlichster Weise den Führer machte. Die Frauenabtheilung machte einen solch freundlichen Eindruck, daß einige Kolleginnen sich sofort erboten, ihre Hotelwohnungen mit dem Gefängniß zu vertauschen. Man denke sich ein hohes, lichtes und luftiges Zimmer, in welchem Frauen nähen, stricken und sticken, theilweise auf Rohr-, theilweise auf Schaukelstühlen herumsitzend. Wenn nicht die niedlichen Zellen mit Gitterthüren, welche in diesen Saal münden, daran mahnen würden, man könnte vergessen, im Gefängniß zu sein. „Und was nützen den armen Frauen alle Bequemlichkeiten", meinte eine mitleidige Kollegin, „sie sind doch eingesperrt." — „Das ist nicht das Schlimmste", meinte ein boshafter Kollege, „aber sie dürfen nicht mit einander sprechen." —

Im Hinausgehen fragten wir Herrn Bühne nach den Verbrechen der verschiedenen Inhaftirten. „Die eine Matrone soll ihren Bruder vergiftet haben, sie ist schon 16 Jahre im Gefängniß." „Und die freundliche dicke Frau, welche in der Küche wirthschaftete, was hat denn die verbrochen?" — „O, die hat ihre Cousine aus Eifersucht erschlagen und in kleine Stücke zerhackt." — Es lebe die Humanität! — und die Schaukelstühle!

Weniger verführerisch ist die Männerabtheilung. Die meisten Zellen sind sehr enge, die Leute nicht so nett gekleidet, wie die Frauen und die Masse von Galgenphysignomien ist geradezu erschreckend. — Doch ich habe mich schon viel zu lange bei diesen traurigen Bildern aufgehalten. Rasch weiter. Sonntag Nacht fuhren wir von Columbus nach Pittsburgh, welches wir Montag früh morgens erreichten. In den ganzen Vereinigten Staaten ist Pittsburgh als Rauchstadt bekannt, aber man kann sich nur schwer einen Begriff von dem Qualm

machen, welcher den vielen Tausenden Schornsteinen entströmt, wenn man nicht auf einem der Hügel gestanden hat, von welchen Pittsburgh und die Schwesterstadt Allegheny gänzlich umschlossen sind. Zahlreiche Drathseilbahnen vermitteln den Verkehr zu diesen Höhen, auf welchen sich nach und nach Alles ansiedelt, was dem Rauch entfliehen will. Von dort oben sieht man mit wahren Entsetzen auf den Höllenbrodem, unter welchem man das Leben der Stadt pulsiren hört, aber nicht sieht. Der Allegheny und Monongahela zeichnen sich matt ab auf diesem grauen Bilde, und nur mit Mühe kann man ihr Zusammenströmen beobachten. Selbst dort, wo sie vereinigt den Ohio bilden, verdeckt der Rauch die breite Wasserfläche. Viel interessanter noch, als bei Tage, ist das Bild, welches die Stadt bei Nacht bietet. Um ½12 Uhr wanderte ich, begleitet von meinen Kollegen Erbek und Rothenstein über den Monongahela nach der Drahtseilbahn. Mit Windeseile flogen wir über die Stadt empor, welche in der Nacht nicht ganz so qualmerfüllt schien, als bei Tage. Das klare Mondlicht beleuchtete die hervorragenden Punkte der Altstadt, welche zwischen den beiden Flüssen liegt, während die niedrigen Punkte noch immer von Rauch eingehüllt schienen. In regelmäßigen Vierecken sah man die Gasflammen durchflimmern und auf der Südseite loderten mächtige Flammen aus den Schloten der Eisenwerke.

Trotz des unbeschreiblichen Rauches lebt es sich sehr angenehm in Pittsburgh. „No smoke, no money" sagte mir ein Arbeiter in einer Glasbläserei, indem er auf eine feiernde Fabrik deutete. Und so müssen wir den Rauch recht liebevoll betrachten, denn er trägt dazu bei, unser Theater allabendlich bis an die Decke zu füllen. Das Publikum ist liebenswürdig in und außer dem Theater. Für Donnerstag waren wir in corpore in den Verein „Frohsinn" eingeladen, aber das traurige Schicksal, welches die Frau unseres Kollegen Schmidt ereilt

hatte, hielt uns davon ab. Herr Schmidt war mit seiner jungen Frau nach Amerika gekommen und mußte dieselbe in New York zurücklassen, da sie außer Stande war, die Reisestrapazen durchzumachen. Donnerstag Mittag bekam Herr Schmidt eine Depesche, welche ihn zurückrief zu seiner todtkranken Frau, welche ein todtes Kind zur Welt gebracht hatte. Noch bevor er abgereist war, kam eine zweite Depesche, welche anzeigte, daß sein junges Weibchen im Wochenbette verschieden sei.

Wenn irgend ein ernstes Weh einen Kollegen überkommt, dann zeigt sich der Schauspieler in seiner ganzen Glorie. Vergessen sind Kleinlichkeit, Neid und alle sonstigen Eigenschaften, die den Schauspielerstand verunzieren und innige Theilnahme, Hülfsbereitschaft und Aufopferungsfähigkeit treten an ihre Stelle. Herr Schmidt wurde reichlich mit Geld versehen nach New York geschickt, um sein, von uns allen tief betrauertes Weib zu begraben und wir waren tagelang außer Stimmung. Ruhe in Frieden, arme Frau. Möge die fremde Erde dir leicht sein. — — —

Immer voller wurden die Häuser in Pittsburgh, so daß es sich von der Bühne fast ängstlich ansah, wie das Publikum sich Kopf an Kopf in den verschiedenen Rängen drängte. Das Gros des Publikums bestand aus Deutschen, welche in Pittsburgh sehr zahlreich zu sein scheinen. Daß das Publikum unendlich liebenswürdig war, erwähnte ich schon. Wir wurden von zahlreichen freundlichen Herren, Sonntag, den 22. nachts zum Train gebracht und unser vorzüglicher Chor verabschiedete sich durch einige schön gesungene Lieder.

Frischen Muthes ziehen wir nach Baltimore, welches vom vorigen Jahre her in freundlicher Erinnerung bei uns steht. Doch diesmal vermögen weder der Park noch die Monumente oder die Bai unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, denn nun sind wir in der Nähe New York's; nun sind die Tage der Reise

gezählt. O, wie die Stunden und Minuten immer langsamer hinschleichen!

Endlich, endlich der langersehnte letzte Tag der Reise. Zum letzten Male sieht man die altbekannte Speisekarte des Hotels ab, die der dunkle Waiter mit geräuschloser Aufmerksamkeit reicht; zum letzten Male ertönt das Hotel von diversen Stimmübungen, welche gewöhnlich um 5 Uhr Nachmittags beginnen, und nun wandern wir zum allerletzten Male in die vielgeschmähte und vielbegehrte Car. Die verschiedenen Lunchkörbe, Flaschen und Gläser haben ihre Schuldigkeit gethan und können hinausgeworfen werden. Alle Kranken sind geheilt, und vollzählig wandern wir heimwärts. Auch Herr Link, der uns im Februar verlassen hatte, um in San Francisco zu gastiren, hat sich in Pittsburgh nach erfolgreichem Gastspiel wieder eingefunden.

Zum letzten Male wandern wir dem Eisenbahnwagen zu. Aber merkwürdig, der Train, der mit rasender Schnelligkeit das hügelige Terrain durchschneidet, scheint noch immer viel zu langsam vorwärts zu kommen.

Zum letzten Male sitzen die Collegen scheinbar vereint zusammen. Herr Direktor Amberg rechnet und schmunzelt. Und wenn das Facit auch kein glänzendes wäre, er würde doch schmunzeln. Es gehört eine tüchtige Dosis von Energie, Sachkenntniß und Geduld dazu, ein solches Unternehmen zu leiten und glücklich zu Ende zu führen. Und im Bewußtsein der glücklich überwundenen Schwierigkeiten sitzt Herr Amberg in seinem Fauteuil gleich einem siegreichen Feldherrn. Im Rauchwaggon sitzt die Scat-Dreieinigkeit bei der letzten Parthie. Herr Kapellmeister Novack, Herr Junker und Herr Düring haben die ganze Saison über gemeinschaftlich des edlen Kartenspiels gepflegt und heute muß Rechnung abgelegt werden über mehr als 30,000 Points.

Philadelphia! ruft der Conduktor. Große Bewegung im Waggon. Alles sucht das Handgepäck zusammen. O wie lange dauern die 2 Stunden bis New York. — Jetzt endlich New Jersey. Laut und mächtig singt der Chor: „Das ist der Tag des Herrn.“ Hurrahrufe tönen dazwischen; Frauen und Kinder drängen sich heran. „Grüß Gott!“ „Na, Bursche, was bist Du in sechs Monaten groß geworden.“ — „Mein lieber Mann.“ — „Mein gutes Weib.“ — Küsse und Umarmungen; Lachen und Scherzen die ganze Halle entlang.

Freudigen Muthes ziehen wir auf dem Ferryboote nach New York hinüber und die Künstlerfahrten sind zu Ende!















